

KORRESPONDENZBLATT



Herausgegeben vom Pfarrer- und Pfarrerinnenverein
in der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern

Nr. 12 Dezember 2008 123. Jahrgang

Christ und Sozialist

Helmut Gollwitzer zum 100. Geburtstag

Zu erinnern ist an Helmut Gollwitzer, der am 29. Dezember 1908 geboren wurde. Fragt man heute Studierende der Theologie im Examen nach Helmut Gollwitzer, so ist man erschrocken über viel Unwissenheit, ja Unverständnis, die einem entgegenschlagen. Zum Prüfungswissen gehört die Kenntnis von Theologen wie Gollwitzer offenbar schon lange nicht mehr. Man hat kein Glück, wenn man nach dem großen Theologen Gollwitzer fragt – etwa den Dialogen mit der Bultmann-Schule oder den Auseinandersetzungen mit Dorothee Sölle wie auch den Debatten mit Gerhard Ebeling, Paul Tillich, Wolfhart Pannenberg oder den Schülern Karl Barths. Ebenso wenig wird man fündig bei der Frage nach dem Zeitzeugen Helmut Gollwitzer, der weit über ein halbes Jahrhundert für viele auch kontroverse Auseinandersetzungen in Politik, Gesellschaft und Kirche gesorgt hat. Woran kann es liegen, dass Helmut Gollwitzer schon wenige Jahre nach seinem Tod am 17. Oktober 1993 fast völlig in Vergessenheit geraten konnte?

Oder ist es eher Verdrängung denn Vergessen? Unbequeme Mahner oder gar kritische Bußprediger haben keine Konjunktur in einer Kirche, die weitgehend dem Zeitgeist verfallen zu sein scheint: wo in überbetonter Kundenorientierung »Wohlfühlgottesdienste« gefeiert werden, da verkommt die »theologia crucis« allzuleicht zu billiger Folklore (das Kreuz gehört zu Bayern wie der Chiemsee...); Gottes echte Menschenfreundlichkeit mit ihrem Zuspruch und Anspruch auf das ganze Leben hat keine

Chance bei Kirchenleitungen, deren Götzen Effizienz und Produktmarketing heißen. Dabei wünschte man sich in einer Situation, wo Mittelmaß offenbar allenthalben die Oberhand gewonnen hat, erst recht eine Stimme wie die von Helmut Gollwitzer, die mit analytischem Scharfsinn Vorgänge kommentiert, Misstände kompromisslos anprangert und mit charismatischer Ausstrahlung nach Wegen aus der Gefahr suchen hilft.

Wo die Repression in der Eindimensionalität unserer Gesellschaft offenbar bereits so perfekt ist, dass sie nicht mehr als solche empfunden wird, da ist kein Platz für Nonkonformisten vom Schlage Gollwitzers, der sich selbst einmal bezeichnete als »Kommunist ökologischer, christlicher, lukanischer, lutherischer, barthscher und sozialdemokratisch-sozialistischer Prägung.«¹ Ein Nonkonformist, der in sich scheinbar Unvereinbares oder doch Widersprüchliches miteinander versöhnte. Nicht um ein theoretisches oder ideologisches System geht es bei ihm, das alle diese Elemente gleichmäßig umfasste, sondern um einen Menschen in seinem Widerspruch, Aufbruch und Widerstand. Die Verwirrung, die Gollwitzer oftmals stiftete, sie war allemal eine heilsame – und könnte es heute wieder sein, nötig hätten wir es.

Wegmarken – Prägungen – Klärungen

Am 29.12.1908 als Pfarrerssohn im bayerischen Pappenheim geboren, verbrachte Helmut Gollwitzer seine Kindheit und Jugend – den Wirkungsfeldern

Inhalt

■ Artikel

Dr. Wieland Zademach,
Christ und Sozialist 169

Christoph Jahn,
Dank für Steine und Brot 174

A. Kemnitzer,
Stafette der Menschlichkeit 175

Martin Ost,
Liebe Leserin, lieber Leser 189

Forum Aufbruch Gemeinde

Dr. Martin Hoffmann,
Vorwort 179

Gruppenarbeit 179

Dr. Christian Möller,
»Dass eine christliche Gemeinde
Recht und Macht habe...« 180

Dr. Martin Hoffmann u.a.,
Von der Betreuungskirche
zur Beteiligungskirche 185

■ Aussprache

Martin Schlenk,
Remember September 188

Götz von Egloffstein,
Just November 188

■ Hinweis

Hochschule f. Kirchenmusik
Eignungsprüfungen 187

■ Bericht

GVEE,
Aktuell 187

■ Bücher

Arne Langbein,
Thiede, Der gekreuzigte Sinn 188

■ Ankündigungen

190

der Eltern folgend – in Bad Steben, Lindau und Augsburg, wo er 1928 Abitur machte. Anschließend begann er in München das Studium der Theologie und Philosophie. Begeistertes Mitglied der Jugendbewegung wurde der Wandervogel bald anfällig für den Nationalsozialismus, um sich alsbald zum Radikalsozialisten zu wandeln, wie er später selbst bekennt: »Ich war als bayerischer lutherischer Pfarrerssohn von der rechten Seite der Hitlerverehrung im Laufe meiner Studienjahre nach links gerutscht unter Einfluss auch von Karl Barth. Und als Karl Barth mir 1931 sagte, er sei jetzt, weil er ständig als Sozi angegriffen wurde, der deutschen Sozialdemokratie beigetreten, habe ich entrüstet gesagt: Wie können Sie zu diesem »stinkenden Leichnam« gehen? Ein Wort von Rosa Luxemburg! So war meine Position.«²

Im Sommersemester 1930 kommt der bayerische Lutheraner – ein »Jüngelchen mit zerknitterten Hosen« – nach Bonn, um bei dem renommierten reformierten Theologen Karl Barth zu studieren, später dessen Assistent zu werden und 1937, dann schon in Basel, promoviert zu werden mit seiner Arbeit »Coena Domini. Die altlutherische Abendmahlslehre in ihrer Auseinandersetzung mit dem Calvinismus, dargestellt an der lutherischen Frühorthodoxie.« Mit dieser Arbeit nimmt Gollwitzer theologisch etwas vorweg, was dann zwanzig Jahre später in die Arnoldshainer Thesen von 1957 – an deren Erarbeitung er auch beteiligt war – einmündet: jenen geschichtsträchtigen Versuch einer lutherisch-reformierten Übereinkunft zum Problemkreis Abendmahl. Wie weit Gollwitzer der Zeit voraus war – oder umgekehrt wie langwierig der kirchliche Rezeptionsprozess theologischer Erkenntnisse sich gestaltet –, kann man daraus ersehen, dass es noch bis zum Jahre 1973 dauern sollte, ehe endlich die Leuenberger Konkordie Abendmahlsgemeinschaft zwischen diesen Kirchen feststellte... In einer glücklichen Weise kamen in seiner Dissertation Gollwitzers biographische Herkunft und seine theologische Prägung durch Karl Barth in einen kompositorischen Zusammenhang. Spätestens ab diesem Zeitpunkt »versteht sich Gollwitzer als Barths Schüler – aber auch als Lehrling Luthers.«³

Als Karl Barth 1935 aus Deutschland ausgewiesen wurde, musste auch Gollwitzer als sein Assistent die Bonner Theologische Fakultät verlassen. Inzwi-

schen hatte er die Bekanntschaft Martin Niemöllers gemacht, der ihn alsbald nach Berlin holte zum Bruderrat der altpreußischen Union als Ausbildungsreferenten für die jungen Theologen der Bekennenden Kirche. Dort in Berlin-Dahlem versuchte Gollwitzer, Kirche und Gemeinde in einer Weise zu leben, »die quer, subversiv, in Frage stellend, unterhöhrend und umformend zur gesellschaftlichen Wirklichkeit und helfend und begleitend zu deren insbesondere judenchristlichen und jüdischen Opfern stehen sollte.«⁴ Als Martin Niemöller am 1. Juli 1937 verhaftet wird, übernimmt Gollwitzer dessen Nachfolge. Am Abend des der Verhaftung folgenden Sonntags fand ein Fürbittgottesdienst statt, bei dem Gollwitzer über Apostelgeschichte 12,5 predigte: »Und Petrus ward im Gefängnis gehalten, aber die Gemeinde betete ohne Aufhören für ihn zu Gott.« Von da an kam die Dahlemer Gemeinde jeden Abend zu diesen Fürbittgottesdiensten zusammen – acht Jahre hindurch ohne Unterbrechung. Die Langzeitwirkung dieser stärkenden Erfahrung erstreckt sich bis in das Jahr 1989 hinein zu den Montagsgebeten in der DDR Nicht nur, dass man zurückgreifen konnte auf die Tradition von Dahlem in der Kriegszeit und davor, der Bogen spannte sich in einzelnenn noch lebenden Personen sowie in den Generationen vieler Familien.

Der Kriegsdienst, der den überzeugten Pazifisten vor unmittelbarer Verfolgung durch die Nazis wegen seines Engagements in der Bekennenden Kirche bewahrte – Gollwitzer hatte Gönner unter hohen Militärs, die ihn zu diesem Schritt rieten –, führte ihn in russische Gefangenschaft und damit in intensivste Auseinandersetzung mit stalinistischer Praxis und marxistischer Theorie, die ihn in Anknüpfung und Widerstand ein Leben lang prägen sollte. So etwa, als in den Zeiten des heftig tobenden Kalten Krieges seine Berufung nach Basel auf den Lehrstuhl seines Lehrers Karl Barth politisch verhindert wurde, weil die Schweiz sich kein »trojanisches Pferd des Kommunismus« leisten könne und wolle. Davon profitierte schließlich Berlin, wo Gollwitzer bis an sein Lebensende lehrte – auch hier heftigst umstritten, nicht nur politisch, sondern fast mehr noch innerkirchlich.

In intellektueller Anstrengung des Begriffs wie auch in der persönlichen und praktischen politischen Vermittlung hat Gollwitzer Theologie sich und anderen

nicht leicht gemacht: am Schreibtisch, im Hörsaal, auf der Kanzel, in Mutlangen beim Sitzstreik vor den Raketendepots, in der Seelsorge, wenn er Ulrike Meinhof zu Grabe geleitete. Bei Gollwitzer ist nie als Gegensatz erschienen, was andere ständig gegeneinander ausspielten: Kirchenkampf und Klassenkampf, Glaube und Politik, Nächstenliebe und strukturverändernde marxistische Theorie und Praxis des Sozialismus existieren bei ihm in einer einmaligen Identität des Nichtidentischen. Keine Bewegung, keine Partei, keine Institution konnte ihn je vereinnahmen oder gar domestizieren. Fast alle, die ihm begegneten, spürten den kräftigen Wärmestrom der Solidarität, der sich wie ein roter Faden durch Gollwitzers Leben zog. Auch viele, die ihn sachlich scharf angriffen oder die er in Wort und Tat bekämpfte, aber nie menschlich verachtete, beschämte er durch seine hartnäckige Menschenfreundlichkeit. So konnte er für viele zum Mutmacher werden, auch in Zeiten theologischer Dürre und politischer Restauration.

Sprung über die Mauer – oder der »Dritte Weg«

Zur Komplexität des Wirkens von Helmut Gollwitzer gehört seine Teilnahme an zwei sich zunächst vollkommen unabhängig voneinander entwickelnden Bewegungen, die unsere Gegenwart noch mehr bestimmen als manche meinen, und die umgekehrt Gollwitzers weiteren Weg entscheidend mitbestimmen sollten: die »Christliche Friedenskonferenz« (CFK) und die 68er Bewegung, die weit mehr war als eine Studentenrevolte. In Person und Werk von Helmut Gollwitzer schnitten sich beide geradezu und befruchteten sich wechselseitig. Der zentrale Zusammenhang von Theologie und Biographie wird hier besonders deutlich. Richtige Ideen fallen nicht vom Himmel, ihr Wurzelgrund sind gesellschaftliche Auseinandersetzungen und biographisch damit vermittelte Erfahrungen. So entsteht im reflektierten Zusammenspiel Authentizität – das, was K. Barth »theologische Existenz heute« nannte.

Die CFK oder auch Prager Friedenskonferenz verdankt ihre Existenz einer Lücke oder einem Defizit im Gefüge des im Jahre 1948 mit einer ersten Vollversammlung ins Leben gerufenen »Ökumenischen Rates der Kirchen« (ÖRK). Gehörte anfangs der »Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen« noch zum ÖRK dazu, so blieb nach dessen

Auflösung das Feld der konkreten Friedensarbeit der Kirchen weitgehend unbesetzt. Hinzu kam der Konflikt um die Ausrichtung des ÖRK bereits bei seiner Gründung in Amsterdam. Der spätere amerikanische Außenminister John Foster Dulles stellte damals den Versuch an, den Weltrat der Kirchen »in die westliche Kreuzzugsfront einzugliedern und damit die falsche Gleichsetzung von Nationalsozialismus und Bolschewismus im Weltmaßstab zu wiederholen« (E.Wolf). Die gewünschte Verlagerung nach New York verhinderte der tschechische Theologe Josef L. Hromadka, der unter Berufung auf die grundsätzliche Distanz der Kirche zur Welt die Unabhängigkeit des ÖRK wenigstens organisatorisch rettete.

Helmut Gollwitzer kam zur CFK im Zuge seiner politisch-ethischen Entwicklung von der Antiatom- zur Friedensbewegung. Im Atomzeitalter gehören Kriege, an denen Christen notfalls unter gewissen Bedingungen teilnehmen konnten, endgültig der Vergangenheit an. Konsequente Ablehnung des Militärseelsorgevertrages von 1957 war die Folge dieser Haltung wie eben die Mitarbeit in der CFK ab der Gründung 1958. Seit der ersten »Allchristlichen Friedensversammlung« in Prag 1961 fand auf der Plattform der CFK mit ihrem Präsidenten Hromadka ein reger Dialog über die Gefahr der Atomwaffen, über die Abrüstung, über die Anerkennung der Grenzen in Europa, über den Sozialismus, die ungerechten ökonomischen Strukturen in der Dritten Welt und über viele andere Fragen statt. Jenseits der antisowjetischen Hysterie des Westens ebenso wie eines dogmatischen Realsozialismus im Osten wurden hier »Dritte Wege« entwickelt und diskutiert, die teilweise einige Jahre später im »Prager Frühling« von 1968 ihren konkreten Verwirklichungsversuch erlebten. Die Bewegung der CFK erlebte Gollwitzer als eine riesige Horizonsweiterung, brachte sie doch Christen aus fast allen Kirchen in sozialistischen Ländern mit Christen aus dem Westen und bald auch aus Ländern der Dritten Welt zusammen.

Hierher gehören schließlich die Ostermärsche, die Gollwitzer verstanden hat als eine sichtbare Ermutigung für die Kirche, »durch Vorangehen mitzuwirken an der neuen Moral, die dem Atomzeitalter und seinen Risiken gemäß ist.« Glaube und Vernunft, Vernunft und Gebot Gottes fallen zusammen bei der Frage der Atomwaffen. Wer aufsteht

gegen die atomare Rüstung, der »praktiziert Ostern.« Hinzu kommt die immer drängender werdende Erkenntnis, dass nicht erst am Krieg, sondern schon an der Rüstung »die Entwicklung des hungernden Weltteils stirbt.« – Eigentlich sind hier bereits alle Themen des späteren ökumenischen »konziliaren Prozesses für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung« in ihrem Zusammenhang erkannt und ausgesprochen...

Die 68er Bewegung

Den entscheidenden Ertrag der 68er Bewegung für Kirche und Theologie sehe ich in einer doch ziemlich grundstürzenden Erkenntniserweiterung in doppelter Hinsicht. Zum einen in der Überwindung des unheilvollen Gegenübers von Kirche und Welt, das lange Zeit beherrschend war für die Volksfrömmigkeit ebenso wie für die kirchliche Praxis. Fortan jedoch erschienen Kirche und Theologie eben auch als gesellschaftliche Funktionszusammenhänge und wurden als solche mit dem entsprechenden kategorialen Rüstzeug reflektiert- und kritisierbar. Zum anderen in der Aufhebung des historisch so verhängnisvollen Gegensatzes von Christentum und Marxismus als einander ausschließende Weltanschauungen mit umfassendem Absolutheitsanspruch. Dass bei der Studentenrevolte als der Vorstufe der 68er Bewegung von Anfang an erstaunlich viele Patorenkinder und Theologiestudierende aktiv waren, das deutet darauf hin, dass hier zumindest unterschwellig ein Gespür dafür vorhanden war, dass ureigenste Anliegen auf dem Spiel stehen. Hierher gehören auch die Vermittlungsbemühungen von Gollwitzer und Bischof Kurt Scharf bei den Berliner Auseinandersetzungen vom Sommer 1967.

Die eigentliche Politisierung und der damit verbundene erkenntnistheoretische Durchbruch gelangen erst 1968 unter dem Einfluss der Vollversammlung des Weltkirchenrates in Uppsala, die seinerzeit die Entwicklungsproblematik der Dritten Welt ins Bewußtsein der kirchlichen Öffentlichkeit rückte. Die sich landauf landab bildenden kritischen Gruppierungen in Landeskirchen und Synoden stießen lange Zeit auf unterschiedenen Widerstand im kirchlichen »Establishment«. Bestätigt jedoch fühlten sie sich durch den französischen Theologieprofessor Georges Casalis, der die Unruhen an der Pariser Sorbonne nicht nur in die Linie der Aufklärung und

der Französischen Revolution rückte, sondern auch theologisch als »Exodusgeschehen« deutete: als den »Auszug aus der Knechtschaft und der Sekurität einer Gesellschaftsordnung, die alles beim alten lassen will und oft genug nichts ist als ein System der Unordnung.« Weg von »den Fleischtöpfen Ägyptens« habe der »Vormarsch auf das verheißene Land« begonnen, »auf eine neue Stadt zu, die Stadt der Menschlichkeit und Brüderlichkeit, in der Christus das Herzstück ist.«⁵

Der zeitgleich sich abzeichnende politische Prager Frühling – begleitet vom verheißungsvollen marxistisch-christlichen Dialog –, der Protest gegen den Krieg der USA in Vietnam, die Wiederentdeckung der Psychoanalyse in ihrer linken Variante bei Wilhelm Reich, Erich Fromm etc.: all dies waren Faktoren, die eine »Funktionsanalyse der Kirche im Spätkapitalismus« möglich werden ließen.

Reich Gottes als Kompass

Es dauerte eine Weile, bis aus dem unterschwelligem Gespür die sichere Erkenntnis wurde, dass man mit seiner Gesellschaftskritik theologisch ja durchaus bei sich selbst war: lutherischerseits etwa mit der Neuentdeckung der Opposition des Reformators gegen den Frühkapitalismus seiner Zeit; in der reformierten Tradition der Bekennenden Kirche mit der Wiederentdeckung des lange Zeit verschütteten »Darmstädter Wortes« von 1947, das seinerzeit das »Stuttgarter Schuldbekenntnis« von 1945 konkretisieren wollte und den Satz enthielt: »Wir sind in die Irre gegangen, als wir übersahen, dass der ökonomische Materialismus der marxistischen Lehre die Kirche an den Auftrag und die Verheißung der Gemeinde für das Leben und Zusammenleben der Menschen im Diesseits hätte gemahnen müssen.« In Weiterentwicklung der Positionen im »Darmstädter Wort« ist der Marxismus weltanschaulich jetzt nicht mehr ein bloßes Gegenüber – auch wenn er diese Funktion im Sinne einer Mahnung zu bußfertiger Umkehr auch weiterhin behält –, sondern er wird zu einer unentbehrlichen Begrifflichkeit und Methodologie der Theologie selber, ein entscheidendes »Werkzeug zur Analyse der gesellschaftlichen, kirchlichen, persönlichen und biblischen Wirklichkeit« (Casalis).

Die Nach-68er führen eigentlich keinen christlich-marxistischen Dialog mehr, sie wenden die marxistische Methodo-

logie auf ihr eigenes Gebiet an. Mehr noch: so wie wir es von Paulus, von Luther und in jüngster Zeit sehr eindringlich bei Ernst Bloch oft schmerzlich lernen mussten, dass der Atheismus immer auch eine Dimension innerhalb des Glaubens ist, so wird Marxismus nun zum wesensnotwendigen Strukturelement von Theologie. Von nun an wird Helmut Gollwitzer auch terminologisch mit größter Selbstverständlichkeit die Ebenen wechseln, die sich in einer Symbiose durchdringen. Biblische Sachverhalte kann er ebenso mit marxistischen Kategorien auf den Punkt bringen wie er Einsichten marxistischer Analyse mit biblischen Bildern veranschaulicht; seine an der Dialektischen Theologie geschulte Fähigkeit, sich in Widersprüchen zu bewegen, kam ihm dabei zugute – nie aber verlor er den Kompass: das Reich Gottes für diese Welt.

Zeit seines Lebens war für Gollwitzer das Lukasevangelium von existentieller Wichtigkeit und Dringlichkeit. Bereits 1940 erschien unter dem Titel »Die Freude Gottes« seine Einführung und gepredigt hat er dieses Evangelium schon während der 30er Jahre in seiner ersten Berliner Zeit und dann immer und immer wieder bezogen auf die jeweiligen Zeitumstände. Dabei hat Gollwitzer das Geschehen um Kreuz und Auferstehung Jesu Christi immer in voller biblischer Radikalität behauptet und unter der Kategorie des Reiches Gottes als dessen Anspruch und Zuspruch auf die konkrete Gegenwart bezogen. Ort bleibender Entscheidung ist eben das irdische Leben; darin stimmt Jesus mit dem Alten Testament überein. Keinerlei Milderungen oder Projektionen in ein Später wie Fegefeuer, Seelenwanderung oder Ähnliches mindern den kritischen Ernst des irdischen Anspruchs Gottes, der keinerlei abstrakte Trennung von Kirchlichem und Weltlichem, von Religion und Politik gelten lässt. Zuspruch und Anspruch des Reiches Gottes zielen auf Dienst. Gottesdienst ist »das reale, leibhaftige Leben der Gemeinde, durch ihre tätigen Entscheidungen und Bekenntnisse im Bereich der äußeren Wirklichkeit.«⁶

Krummes Holz – aufrechter Gang

Mit der Erkenntnis der unausweichlichen Verstrickung von Kirche und Theologie in die jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnisse werden deren Erforschung und damit die Einsicht in die ökonomischen und politischen Zusam-

menhänge mehr und mehr zum zentralen Arbeitsfeld Gollwitzers. Eine seiner wichtigsten Schriften, die »wie Leuchttürme der Orientierung aus den Stürmen und Wogen theologischer Debatten« herausragen (J.M.Lochman), erscheint 1970 mit »Krummes Holz – aufrechter Gang«, in der er sich mit der »Frage nach dem Sinn des Lebens« beschäftigt. »Krummes Holz«, so sprach Immanuel Kant demütig vom Menschen. »Aufrechter Gang«, das ist Ernst Blochs Sinnbild für das stets anzustrebende, wohl niemals ganz zu erreichende Ziel geschichtlicher Menschwerdung. Zwischen beiden Polen oszilliert die urmenschliche, nie erledigte Sinnfrage. Während Kant der Meinung war, dass aus krummem Holz letztlich nichts Gerades gezimmert werden könnte, versuchte Bloch mit diesem Begriff den Marxismus aus seiner intellektualistischen Engführung zu befreien und ihm einen »utopischen Wärmestrom« zuzuführen. Gut lutherisch interpretiert Gollwitzer diese Spannung als eine zwischen »Pessimismus des Verstandes und Optimismus des Willens« und fragt: Wie kommt krummes Holz zu aufrechtem Gang?

Ausgerechnet während seiner russischen Gefangenschaft hatte Gollwitzer sich dazu aufgerafft, die Bände von Marx, Engels und Lenin zu studieren – oft unter dem Hohn vieler seiner Mitgefangener. Als Reaktion auch auf seine Erfahrungen und Studien favorisierte er nach seiner Rückkehr als ordnungspolitische gesellschaftliche Option zunächst einen »Kapitalismus mit menschlichem Antlitz«; er sah darin eine »durch realistische Resignation sich empfehlende Hoffnung.« Diese Möglichkeit wird er später als untauglichen Reformversuch endgültig ablehnen, wobei seine Umorientierung entscheidend zusammenhängt mit Berichten und Analysen, die Gollwitzer durch ökumenische Kanäle und seine Verbindung mit »linken« Wissenschaftlern über die tödlichen Auswirkungen des Kapitalismus in der Dritten Welt erhielt. Das Ergebnis seiner Reflexionen legt er 1968 nach der Weltkirchenkonferenz in Uppsala in seiner Monographie »Die reichen Christen und der arme Lazarus« vor. Gollwitzer widmet diese Schrift ausdrücklich den Studierenden der damaligen APO – diesmal unter dem Hohn vieler seiner professoralen Kollegen und der bundesdeutschen Öffentlichkeit.

Ohne seinen Blick hinaus über die »westliche Provinz der Arbeiteraristo-

kratie« und hinein in die wirtschaftspolitischen Zusammenhänge und Entwicklungen in der Dritten Welt wäre Gollwitzers sozialistische Entscheidung nicht erklärlich. Mit ausgelöst wurde sie eben durch das Entsetzen über die Erkenntnis darüber, was der gleiche Kapitalismus, dem wir in Europa doch auch solche sozialen Errungenschaften zu verdanken haben, in der Dritten Welt anrichtet. Ein Schlüsselerlebnis war ihm dabei, als auf der Weltkonferenz für Kirche und Gesellschaft des ÖRK 1966 in Genf ein Kirchenvertreter aus Mozambique ihm auf den Kopf zusagte: Du bist nicht mein Bruder, solange Du Dich aus Deinen Verstrickungen in das Ausbeutungssystem der Ersten Welt nicht lösen kannst. Und ein besonderes Lehrstück war ihm hierbei der Militärputsch in Chile von 1973 mit der Ermordung des demokratisch gewählten Präsidenten Salvador Allende. Hier wurde Gollwitzer endgültig klar, dass »Klassenkampf nicht begonnen wird von irgendwelchen böswilligen Rädelsführern, nicht von den Sozialisten, er ist von oben her ständig im Gange, mit den verschiedensten Methoden, unblutigen und, wenn es sein muss, blutigen...« Spätestens jetzt kann »jeder wissen, was Klassenkampf ist: immer zuerst der Klassenkampf von oben, der Klassenkampf der Privilegierten, zäh entschlossen zu jeder Brutalität, zu jedem Rechtsbruch, zu jedem Massaker, auch zur Abschaffung der Demokratie, wenn sie nicht mehr zur Sicherung der Klassenherrschaft taugt... Kapitalismus greift notwendig zum Faschismus, wenn die Lage für ihn gefährlich wird...«⁷ Nichts hat Gollwitzer jemals von der Schärfe dieser Analyse zurückgenommen, lediglich modifiziert hat er sie im Blick auf europäische Verhältnisse.

Christ und Sozialist

Von vielen engagierten Theologen insbesondere der westlichen Welt unterscheidet sich Gollwitzer dadurch, dass er es nicht bei moralischer Empörung über weltweites Unrecht belässt, sondern eine Analyse des Ausbeutungssystems vorlegt, die nicht von vornherein davon ausgeht, dass es keine Alternativen gibt, sondern allenfalls systemimmanente Verbesserungen. »Sozialisten können Christen sein, Christen müssen Sozialisten sein« – mit diesem Zitat von Adolf Grimme beginnt Gollwitzer 1972 seine berühmt gewordene Streitschrift »Muss ein Christ Sozialist sein?« Unbestritten dabei ist wohl der erste Satz:

Sozialisten können Christen sein. Sie müssen es nicht, unverzichtbar für die sozialistische Bewegung ist das nicht; auch nicht für Geistesverfassung und Seelenheil von Sozialisten. Allerdings: Sie müssen können! Ein Unvereinbarkeitsdogma darf es nicht geben, einen unversöhnlichen Widerspruch zwischen sozialistischer Lebenspraxis und christlichem Glauben. Aber nun: Christen müssen Sozialisten sein. Was ist das für ein »müssen«, und für welche Christen gilt dieses »Muss«? Gollwitzer dreht die Frage zunächst um: Kann man als Christ das gegenwärtige Gesellschaftssystem samt der ihm zugrundeliegenden Wirtschaftsordnung bejahen und verteidigen oder ist dies unerträglich?

Gollwitzer antwortet mit seiner sozialistischen Option: »Das Ziel des Dienstes der Jünger ist eine sozialistische, klassenlose Gesellschaft. Hinsichtlich dieser Zielvorstellung, die zugleich das Kriterium für die Kritik der bestehenden Gesellschaft gibt, lässt der Wille des Vaters dem Jünger keine Wahl. Er muss Sozialist sein.«⁸ Entscheidend dabei ist allerdings, dass dies kein fremdes Gesetz ist, kein heteronomes Müssen, sondern die freie Selbstbestimmung des Sohnes, seine Autonomie; ein inneres Müssen, dessen Glück es ist, den väterlichen in den eigenen Willen aufzunehmen (Joh 15,15). Das »muss«, mit dem Gollwitzer die Gläubigen auf eine sozialistische Perspektive verpflichtet, bedeutet für ihn nichts weniger als eine reformatorische Rückbesinnung auf das Eigentliche der biblischen Botschaft. Gegenüber unpolitischen Christen und Bürgern wie auch gegenüber weithin schweigenden Kirchen und einer bei den Fleischtöpfen des Wirtschaftswunders verharren – den gesellschaftlichen Öffentlichkeit hat Gollwitzer intellektuell wie auch biographisch glaubhaft bezeugt, was es heißt als Christ Sozialist zu sein.

Zur Solidarität befreit: Kirche als kulturelle Gegenkraft

Gollwitzers Theologie erscheint vielen heute als unzeitgemäß. Wie soll auch in Zeiten, da der ehemalige Osten im Zeichen von Glasnost und Perestroika zuerst seine eigenen Schwächen erkannte und eingesteht, um sich anschließend selbst aufzulösen und die Überlegenheit des Westens nicht zuletzt dadurch anzuerkennen, dass man sich unter die Fittiche der sich nach Osten erweiternden Nato begibt – wie soll da ein Theologe Beachtung erhei-

schen, der sich von einem außerordentlich gutinformierten Kritiker des weltanschaulich-atheistischen Marxismus zum Vordenker eines operationalen Marxismus innerhalb des Christentums wandelte, um sich gleichzeitig als christlicher Vordenker innerhalb des Marxismus zu betätigen?

Wohlmeinende Kritiker sehen den Grund für Gollwitzers Antiquiertheit und das damit verbundene In-Vergessenheit-Geraten seiner Person ebenso wie seines Werkes in einer bei ihm mit zunehmenden Alter spürbaren doktrinären Erstarrung; aus Analysen hätten sich bei ihm Objektivationen herausgebildet, die ihn diskursuntauglich machten für Motivationen und Einstellungen, die sich querstellen zu seinen Analysen. Vielleicht erweist sich solche Betrachtungsweise aber schnell als oberflächlich, ja als probater Verdrängungsmechanismus einer zur Kultprophetie verkommenen Theologie und kundenfreundlichen Wohlfühlkirche. So braucht man etwa nur die heute überall präsente und wohlfeile Rede von der Globalisierung zu ersetzen durch den analytischen Terminus vom planetarischen Klassenkampf und damit deren verschleiern Funktion zu entlarven – schon ist man mittendrin im Herzen von Gollwitzers Theologie und spürt den Pulsschlag ihrer drängenden Aktualität. Oder wälzt sich heute etwa nicht das Goldene Kalb des freien Marktes wie eine Lawine von Brüssel bis zum Ural, von der Wall Street bis nach Shanghai und hinterlässt eine Spur der Verwüstung von neuer Armut und Sozialdumping? Kommunikative Freiheit ist ersetzt worden durch Shareholdervalue-Mentalität, Solidarität und Gerechtigkeit werden geopfert auf dem Altar der Selbstverglückung.

Die Zeit scheint reif für die Suche nach Alternativen im Hinblick auf eine Ökonomie, die wirklich dem Leben dienlich sein kann. In dieser Situation kommt den Kirchen wie auch der Christenheit als Basisbewegung eine besondere Verantwortung zu. Bildungsarbeit auf allen Ebenen gegen die allgemeine Volksverdrummung ist anzumahnen als Voraussetzung und Begleitung eines »processus confessionis«, wie ihn der Reformierte Weltbund auf seiner Vollversammlung 1997 in Debrecen proklamiert hat und wie ihn zwischenzeitlich nahezu alle ökumenischen Institutionen zumindest als Lippenbekenntnis – oft leider jedoch auch nur als solches – sich zu eigen gemacht haben: zur Überwin-

nung des realexistierenden neoliberalistischen Kapitalismus. Um nichts weniger geht es, als um »einen verbindlichen Prozess der wachsenden Erkenntnis, der Aufklärung und des Bekennens im Hinblick auf wirtschaftliche Ungerechtigkeit und ökologische Zerstörung.« Es geht um ein Benennen des Götzendienstes, der um den globalen und totalen Markt zelebriert wird. Letztlich geht es darum, die mammon-süchtige bürgerliche Gesellschaft mit dem prophetischen Nein einer »Reich-Gottes-Verträglichkeitsprüfung« herauszufordern und auch die angeblich christlichen Werte dieser Gesellschaft radikal in Frage zu stellen. Geblendet von dem Bild einer Überflusgesellschaft verdrängen wir die abgründige Ambivalenz des kapitalistischen Systems: die Kehrseite der ausgeplünderten Erde und einer Mangelgesellschaft in zunehmender Verarmung und Verelendung mit Millionen Hungernden in den südlichen und östlichen Ländern, auf deren Kosten die Akkumulation von Reichtum und die Konzentration von Macht in den nördlichen Ländern erfolgen. Kirche als kulturelle Gegenkraft auch gegen das Wachsen von religiösem Fundamentalismus als furchterregende Form einer Suche nach geistigen Widerstandspotentialen, als Gestaltungskraft der Frohbotschaft für diese Welt – um Gottes und der Menschen willen. Helmut Gollwitzer, der am 29. Dezember 100 Jahre alt geworden wäre, hat dafür zukunftssträchtige Wege gewiesen.

*Dr. Wieland Zademach,
Pfarrer i.R., Unkel*

Anmerkungen

1. Helmut Gollwitzer, 1976: Ich bin Kommunist, in: Umkehr und Revolution. Aufsätze zu christlichem Glauben und Marxismus Bd.2, hg. Christian Keller, Ausg. Werke in 10 Bänden, Bd.7, München 1988, 30-38.
2. Zitiert nach: Jens Müller-Kent, Vermächtnis für die Zukunft, München 1989,98.
3. Friedrich-Wilhelm Marquardt, Verwegenheiten, München 1981,70.
4. Gottfried Orth, Helmut Gollwitzer. Zur Solidarität befreit, Mainz 1995,23f.
5. Morgenandacht am 19. Mai 1968, zit. n. Gerd Klatt, In dieser Zeit der Pfingsten..., in: Junge Kirche, 49. Jg. 12/1988,707.
6. Helmut Gollwitzer, Die Freude Gottes. Einführung in das Lukasevangelium, Berlin 1962, 6. Auflage,35f.
7. Rede vom 14. September 1973: Die Stunde des Weltproletariats, zit.b.G.Orth, a.a.O. 114-118.
8. Muss ein Christ Sozialist sein?, in: Umkehr und Revolution, a.a.O.,18.

Danke für Steine und Brot

50 Jahre Brot für die Welt

Zum fünfzigsten Mal wird am 1. Advent zur Aktion »Brot für die Welt« aufgerufen. In unseren Gemeinden wird darum gebeten, auch dieses Jahr einen Beitrag zu leisten gegen Hunger, AIDS und Ungerechtigkeit in aller Welt. Zwei Symbole haben sich in fünfzig Jahren eingepreßt: Zuerst war auf den Plakaten die nach oben gereckte Hunger-Hand zu sehen. Seit Jahren gibt es ein neues Bild: Zwei Hände bergen ein wenig Erde, aus der ein zartes Pflänzchen wächst. Daneben steht: Brot für die Welt. Den Frieden entwickeln. Die neue Aktion wirbt mit dem bekannten Zeichen. Bitten wir also zum 50. Male.

Etwas anderes möchte ich heute gern tun. Ich möchte Danke sagen, Danke für »Brot«, für Steine, für Hoffnung; Danke für das CCTA in Arroio do Tigre, Danke all denen, die in diesen 49 Jahren fast 1.8 Milliarden Euro zusammenlegten und zusammentrugen. 120.000 Mark davon habe ich mit ausgegeben. Eines der frühen Projekte von »Brot« in Lateinamerika war die Landwirtschaftsschule am Tigerbach im südlichsten Bundesland Brasiliens, Rio Grande do Sul.

Ich erinnere mich,

50 Jahre zurück, an drei Beerdigungen. Der junge Pfarrer aus Deutschland lernte schrittweise seine ausgedehnte Landgemeinde kennen, etwa bei Kasualien. Zwei Zwillinge starben in kurzem Abstand, und die Mutter stand am Grab und zürnte wortreich Gott, der die jungen Leben nach wenigen Monaten beendet hatte. Da ist es auch für einen Pfarrer nicht ganz leicht, die richtigen Worte des Trostes zu finden. Aber bald darauf erfuhr ich, dass die Zwillinge beim Tod weniger gewogen hatten als bei ihrer Geburt. Dass die Mutter aus Unwissenheit und Armut ihre Kinder so »falsch« ernährt hatte (Sie ersparen mir Details), dass sie praktisch verhungerten. – Monate danach in einer abgelegenen Filial-Gemeinde. Diesmal ist es ein Schulkind, das ich zu beerdigen habe. In der engen Holzhütte der Familien stehen drei Betten: für die Eltern, die Oma und sechs noch lebende Kinder. Nun haben sie ein wenig mehr Platz zum Schlafen in ihrem Heim...

Es war nicht nur der aus Europa kommende Pfarrer, den dergleichen bewegte. Es war etwa auch die gemeindliche

»Frauenhilfe«, die sich Gedanken machte, wie man Müttern, Familien, Kindern besser beistehen könnte. Ärzte unterstützten uns beim Nachdenken. Frauen halfen Frauen. Aber war die Armut nicht strukturell? War nicht unter anderem die Monokultur des Tabaks daran schuld, dass nicht genug zu essen auf den Tisch kam? Oder eben nicht das Richtige? War es die Tatsache, dass die Nachkommen deutscher Einwanderer aus dem 19. Jahrhundert noch in der Mitte des 20. Jahrhunderts wirtschafteten wie ihre Vorfahren? Gemüse, Obst – für viele Fremdworte. Dünger – unbekannt. Kompost – was ist das? Der »Hühnerstall« war oft ein Baum neben dem Haus; kein Wunder, dass da nicht viele Eier gefunden wurden.

Es gab einige wenige Landwirte, die anders wirtschafteten. Es rollten zwei, drei Traktoren im Landkreis. Die Nachbarschaftshilfe funktionierte durchaus – wenn ich denn einen Nach-Barn (einen nahen Bauern!) hatte. Wenn ich nicht irgendwo im Busch saß ohne Menschen in Rufweite. (»Ruf mich mal an«, wenn in manchem Ort ein einziges Telefon stand?)

Ein Wort zum Schulwesen. Die kommunale Dorfschulen zählten, wo sie denn standen, bis zu fünf Klassen. Aber sie hatte selten einen gelernten Lehrer. Über eine Alphabetisierung und Grundkenntnisse im Rechnen ging es kaum hinaus. Die fünf evangelischen Gemeindeschulen hatten einen höheren Standard, aber auch nur bis zur 5. Klasse. So etwas wie Berufsschulen – unbekannt. Sekundarschüler: an den Fingern abzuzählen, da weit entfernt im (teuren) Internat.

Ich kam vom Dorf.

Ich hatte mit meiner Mutter nach dem Krieg Ähren gelesen und mit der Frau meines Vikariats-Mentors Kartoffeln gestoppelt. Tatsächlich begegnete ich den deutschen Hungerjahren noch einmal, im Archiv der brasilianischen Pfarrei Arroio do Tigre. Da lagen lange Listen von Sammlungen in den Nachkriegsjahren für das hungernde Deutschland. Viele Pakete mit Lebensmitteln waren von Tigre nach hier gegangen. Damals las ich von der neuen Aktion in Deutschland: »Brot für die Welt«. Der Kirchenvorstand vom Tigerbach überlegte, ob hier nicht ein Stück Hoffnung

für uns bereitstünde. Wäre das denkbar: eine Landwirtschaftsschule? Und dann begann das, was dem Speisungswunder der Evangelien entspricht, in der brasilianischen Bibel überschrieben mit »Brotvermehrung«.

Teil des Pfarrergehaltes war ein Ertragsteil des Pfarrlandes, 24 Hektar. Das wäre ein Grundstock für eine Ackerbauschule; dann müsste die Gemeinde nur einen höheren Gehaltsanteil zahlen. Sie war dazu bereit. Ein Bauplan wurde gezeichnet, auf Kästchen-Papier. Stempel drauf. Material war zu berechnen. Wir beantragten 120.000 Mark bei »Brot«. Tagelang waren Verantwortliche unterwegs, um preisgünstiges Material für den Bau zu besorgen. Dass billige Türen möglicherweise weniger dicht sind als teure, scherte uns weniger.

Das Signal aus Deutschland:

120.000 DM wurden bewilligt für das Centro Cooperativo de Treinamento Agrícola (CCTA), das Landwirtschaftlich-Genossenschaftliche Trainingszentrum. Das Signal des brasilianischen Staates: Er finanzierte zwei Agronomen als Lehrer – und einen Traktor. Der erste Kurs wurde provisorisch in einem Scheunen-Anbau untergebracht. Im Frühjahr 1964 konnten die drei Gebäude des Internates und die Stallungen eingeweiht werden. Zwei Jahre würden die Jungen hier lernen und arbeiten. Ein Wimpel, dort zu erwerben, erinnert daran: Da steigt ein Tiger auf den Traktor. Damals hatte die Gemeinde erstmals eine Frau in den Kirchenvorstand gewählt. Und Dona Alzira wusste zu drängen: Was ist mit den Mädchen? Eine Diakonisse half uns, einen ersten vierzehntägigen Kurs für junge Frauen und Mädchen zu gestalten; im Programm Küche und Garten, Hygiene und Viehzucht, Bibel- und Handarbeit. Die Abende wurden gemeinsam gestaltet für die Jungen, die zwei Wochen enger zusammenrücken mussten, und die Mädchen, die (improvisiert) ein Gebäude für sich bekamen: Wir sprachen mit Zahnarzt, Gemeinderäten, dem Standesbeamten, Gesundheitsamt und anderen Vertretern des öffentlichen Lebens und der Entwicklung.

Die Gemeinde handelte, multiplizierte die Hilfe. Hierher gehört die Landwirtschaftslehrewoche, in der wir in ökumenischer Kooperation achttausend Menschen in unserem Bezirk erreichten mit Vorträgen und Seminaren. Hierher gehören die sich entwickelnden Landwirtschaftsausstellungen des Munizips.

Hierher gehört, dass eine unsrer Jugendgruppen auf einer solchen Ausstellung ein einfach nachzubauendes Toiletten-»Häuschen« vorstellte. Hierher gehört, dass sich bald die Organisation zur Beratung der Kleinbauern an unserem Landwirtschaftszentrum ansiedelte.

Ich bin 1965 nach Deutschland zurückgekehrt.

Bei Dienstreisen 1983, 1990 und 2006 habe ich die Pfarrei am Tigerbach besucht. Es ist kaum vorstellbar, wie sich eine ganze Landschaft verwandelt hat: Man sieht terrassenförmige Stufen an den Berghängen, mit Steinwällen oder hohen Gräsern zum Schutz der Humusschicht angelegt; aus dem Straßendorf ist eine blühende Kreisstadt geworden, aus der Landarmut die Kornkammer der Region. Dutzende Kinder dieser Gemeinde haben qualifizierte Ausbildungen abgeschlossen und ihrem Land

wertvolle Dienste geleistet – freilich, nach 50 Jahren gehen meine damaligen Konfirmanden auch schon in den Ruhestand. Einige erinnern sich, wie wir einmal sogar auf einem großen Weizenfeld eines Nachbarn Ähren gelesen haben – zugunsten der Ausbildung von Multiplikatoren.

Mit ihnen und ihrer Gemeinde schaue ich zurück auf die Anfänge und auf ein Startkapital von 120.000 Mark für die Entwicklung einer ganzen Region und sage »Danke«. Danke für »Brot« und für Bausteine. Danke für die Hoffnung, die inzwischen Kinder dieser Pfarrei weit über das Land hin ausstrahlen, weil sie im Zug der Binnenwanderung die Impulse und Lehren jener Jahre mitgenommen haben. Wenn wir jetzt zum 50. Male bitten, lassen Sie uns den Dank an die Geber weitersagen!

*Christoph Jahn,
Pfarrer i. R., Erlangen*

Eine Stafette der Menschlichkeit

Extremer Hunger begleitete Generationen in Deutschland bis in das frühe 19. Jahrhundert hinein. Rund 100 Jahre später kehrte diese Plage nach Mitteleuropa während des »Kohlrübenwinters« im 1. Weltkrieg zurück. Die Bevölkerung konnte nur noch notdürftig ernährt werden. In den Armenviertel der Großstädte grassierten Epidemien. Danach verarmten weite Schichten durch die Inflation und etwas später durch die Weltwirtschaftskrise. Millionen wurden erwerbslos. Junge Männer waren froh, irgendwo »ums Essen« arbeiten zu können. Flächendeckendes Verhungern verbreitete sich bei allem Darben, Rechnen und Sparenmüssen nicht.

Dagegen drangen Nachrichten aus der Ukraine nach Deutschland. Infolge der Zwangsmaßnahmen gegen die Bauern dort nach der sowjetischen Staatsgründung verhungerten Millionen. In einem Brief schrieb ein Nachkomme dortiger deutscher Einwanderer davon, dass in seinem Dorf einer nach dem anderen zu »schwollen« begann. Dies war und ist bis heute ein Symptom für das allmähliche Sterben in der Unterernährung.

In der Zwischenkriegszeit kommen Diktaturen in Spanien, Italien, Portugal, in der UdSSR und im Deutschen Reich an

die Macht. Sie versprechen aufreibende Arbeit und Brot. Diese Unrechtsregimes herrschen mit Willkür, Wegsperrungen, Verfolgung, Raub der Existenzgrundlagen, Massenhinrichtungen. Der Reichtum an Phrasen der Propaganda überdeckt die Schikanen gegen missliebige Einzelner oder ganze Volksgruppen.

Im Spanischer Bürgerkrieg greifen Flugzeuge aus der Luft erstmals eine Stadt an. Ihre Wohnstätten und Versorgungseinrichtungen werden zerstört. Der 2. Weltkrieg steigert sich zum »Totalen Krieg.« Europäische und japanische Städte werden mit ihren Bewohnern verbrannt, Terror haust hinter den Fronten: In Ghettos wird ein Laib Brot zu einem Vermögen. In Vernichtungslagern geht das Töten durch Aushungern und Gewalt im bösen Gleichschritt. Gefangene sterben an Erschöpfung und Nahrungsmangel zu Hunderttausenden. Millionen gehen auf die Flucht aus der Heimat, die immer satt gemacht hat. Millionen kommen dabei um. Vertreibungen, Entrechtung der Minderheiten folgen der Kapitulation. Flüchtlinge, Ausgebombte, Vertriebene schlupfen in Ruinen, in von Einheimischen manchmal zähneknirschend überlassenen Räumen, Barackenlagern unter. Ein Hungerwinter erfasst 1946, 1947 das zerstörte Deutsch-

land. Doch auf den Feldern wächst wieder viel an Getreide und vor allen an Kartoffeln. Die Wälder helfen mit Beeren, Pilzen und Brennholz. Als 1942 Geborener kenne ich magere Suppen und Kartoffeln mit Salz. Aber ich musste nie vor Hunger weinen. Keinen Schlaf finden, weil der leere Bauch weh tut, das blieb mir erspart. Wir ahnten höchstens, wie nah eine jähe Krise blieb. Ich rede damit für viele meines Jahrgangs.

Nach der Währungsreform klingt der Mangel an Grundnahrungsmittel ab. Im kollektiven Gedächtnis ist die Zeit der Armut, der Wohnungssuche, der dünnen Winterkleidung, der blauen Milch und das Anstehen an der »Freibank« – hoffentlich – bewahrt.

In den 50er Jahren wird uns von Verhungerten in den Straßen indischer Großstädte berichtet. Im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts toben Kriege zwischen Indien und Pakistan, in Korea, in Indochina, Algerien, Indonesien, Ungarn, Nigeria-Biafra, Angola, Ruanda-Burundi, in Mittelamerika, im Nahen Osten, sogar in Jugoslawien. In ihrem Gefolge rasen die Bestien Vertreibung, ethnische Säuberung, Völkermord. Wo Kämpfe wüten und Äcker vermint werden, wächst keine Hirse und kein Reis mehr. Bombenleger und Selbstmordattentäter reißen im Takt der Tage wahllos andere in den Tod. In ihrer Blutspur droht Menschen, die Kraft zu verlieren, irgendetwas aufzubauen.

Neben dem lauten Töten herrscht ein leises zynisches Vernichten: Eine rücksichtslos am Profit orientierte globale Wirtschaft beutet die Unterschichten aus. Sie stößt die Armen in immer tiefere Armut. Millionen hungern und verhungern weiter in den Slums der Megastädte. Kinder gehen an verseuchtem Wasser zugrunde. In die ausgemergelten Gesichter graben sich innere Wut, Enttäuschung und Verzweiflung ein. Wo sie wohnt, regiert die Kriminalität mit leicht käuflichen Kalaschnikows und handlichen Pistolen.

Eine furchtbare Krake überzog und überzieht im vergangenen Jahrhundert, in unserer Lebenszeit, weite Teile der bewohnten Erde.

Das Feuer, das Menschen quält, erstickt und verschwinden lässt, brennt hier und lodert plötzlich an anderem Ort erneut auf. Es ist, als fände das Menschenleben-, Kinderfreude-Zerstörende unablässig unzählige Hände. Sie ergreifen seinen grausamen Stab. Sie stiften damit weiteres Unheil und geben ihn an Nachfolger weiter. Diese Hetzjagd be-

kämpft Leben in Frieden, in Rechtsordnungen und mit ausreichender Versorgung durch Wasser, Nahrung und ein wenig Energie.

Seit 1959 stellt sich ihr, zusammen mit älteren und anderen Hilfsorganisationen, die Aktion BROT FÜR DIE WELT in den Weg. Die eine große Hoffnung, bessere Lebensbedingungen schaffen zu können, trägt sie. Unermüdlich laufen Hilfsprogramme für die Ärmsten der Armen an – nunmehr 50 Jahre.

1959 – 14 Jahre nach der vernichtenden Niederlage Deutschlands, 11 Jahre nach der Währungsreform, 10 Jahre nach Gründung der Bundesrepublik und der DDR, begann für die breite Masse der Bevölkerung die wirtschaftliche Erholung. »Wohlstand für alle« leuchtete als Parole über unserem Land. Man muss sich nur auf die eigenen Kräfte und seinen Fleiß besinnen – dann geht es aufwärts. In diese patriotische Aufbruchsstimmung hinein wagten Verantwortliche der evangelischen Kirchen in Deutschland und ihrer diakonischen Werke, zu einer Geldsammlung für die Hungernden in fernen, exotischen, damals höchstens im Traum zu erreichenden, Ländern aufzurufen: Einem Volk, das sich danach sehnte, nichts mehr von Krieg und Elend zu hören, weil das bedrückende Erinnerungen an all das Verlorene, Verbrecherische und Verschuldete wachrütteln konnte, zeichnete sie eine andere dunkle Seite der Welt vor die Seele. Eine breite Masse gierte danach, den Luxus seichter deutscher und leichter amerikanischer Spielfilme so schnell wie möglich zu erlangen, Ihnen traten die Pfarrämter der Gemeinden für darbenende Menschen in Armut entgegen – nicht in Deutschland, sondern in Übersee. Die Aktion verwendete die vom 3. Reich her (Winterhilfswerk) verpönten Sammelbüchsen und weitgehend unbekanntes Spendentüten. Sie werden sich zu einem ihrer Markenzeichen entwickeln. An einem warmen Sommerabend in Berlin-Spandau fiel Christian Berg der begnadete Name für das Vorhaben in den Sinn: BROT FÜR DIE WELT.

Der erste Aufruf am 1. Advent 1959 zeichnet mit flammenden Worten das Bild des Asiaten, der kaum eine Handvoll Reis zum Leben erhält. Die Proklamation schlägt, als ein echter Appell, sogar konkreten Verzicht vor – es ist, als stünde er in der Nachfolge Johannes des Täufers – da er zum Verschleiben des Kaufes eines neuen Mantels rät, wenn es der alte noch eine Saison lan-

ge tue.... Da wird von »versündigen« geredet: Gott bewahre uns, dass wir uns der unermesslichen Not der Menschen hartherzig und gleichgültig verschließen.

Die Aktion in der Advents- und Weihnachtszeit 1959 war zunächst als einmalige Opferkampagne gedacht. Es kam eine anständige Gabensumme ein. BROT FÜR DIE WELT prägte seinen besonderen Stil in der Verwendung des Geldes. In Zusammenarbeit mit Partnerkirchen entstand durch die Herausforderung der Spendenfülle die Idee, neben kurz angesetzter Hungerhilfe, langfristige Projekte zum Aufbau der jeweiligen Infrastruktur im weitesten Sinn zu fördern. Aber, wie naiv wäre gewesen, zu glauben, dass eine einmalige Geldspritze in die damalige »Dritte Welt«, im Verein mit Misereor und den Millionen Mark staatlicher Entwicklungshilfe, Hunger und Armut wegwischen würde. Erst mit Beginn der Hilfe erkannten die Protagonisten der Aktion die Höhe des »Gebirges Armut« und die Endlosigkeit der »Wüste Hilflosigkeit unter glühender Sonne.«

Ab 1960 war deutlich: die bösen Kräfte, die zum täglichen Verhungern kleiner Kinder führen, geben keine Ruhe. Sie wuchern scheinbar gesetzmäßig unbeirrt weiter und lauern, wen sie verschlingen. BROT FÜR DIE WELT musste und wollte parallel dazu an den Flanken mitgehen, um wenigstens ein paar Bedrohte aus deren Klauen kurzfristig oder für längere Zeit zu befreien.

BROT FÜR DIE WELT: Das sind die Wortführer und Angestellten im Diakonischen Werk, die Multiplikatoren auf der Ebene der Gemeinde und die stillen, vielen Gebenden: Sie suchten und versuchten, die Ursachen der Spirale Unterentwicklung, Hunger, Unrecht in ihren Wurzeln und Folgen zu bekämpfen. Man hielt uns das Bildwort vom »Tropfen auf den heißen Stein« entgegen. Wir konterten mit dem berühmten Wort aus Schindlers Liste: »Wer ein Leben rettet, rettet die ganze Welt.« Vielleicht retteten wir erkennbar selten Leben. Vielleicht verlängerten wir nur eine Existenz um ein paar Tage, Wochen, Jahre ... Aber, wenn durch BROT FÜR DIE WELT ein Kind einmal das warme wohlige Gefühl des Sattseins und des ohne Hunger-Einschlafens gespürt hat, dann war das allen Einsatzes wert! Die Aktion hat unbestritten weitaus mehr als solch punktuelle Hilfe geleistet.

Plötzlich war die Einrichtung des Aufbauhilfswerkes mittendrin in den Strö-

mungen der Zeit. Die Kirche blieb längst nicht mehr die anerkannte Vorgeberin der wesentlichen Werte. Die Leitung der Aktion musste die Wandlung in der Stimmung und Gesinnung der evangelischen deutschen Bevölkerung wahrnehmen. Die Quäkerspeisung, die uns über das Schlimmste nach dem Krieg hinweg geholfen hat, verblasste rasch bei vielen in der Erinnerung. Da hieß es vergesslich-keck: »Uns hat man auch niemals etwas geschenkt!« An die erfahrene Hilfe des Auslands nach 1945 konnte so in breiter Selbstverständlichkeit nicht mehr angeknüpft werden. Zudem hatte BROT FÜR DIE WELT die rasanten Entwicklungen in der Weltpolitik, der Weltwirtschaft und im Welthandel zu beobachten. Misserfolge der entwicklungspolitischen Maßnahmen, vor allem im zwischenstaatlichen Bereich, wurden der Kirche vorgehalten. BROT FÜR DIE WELT war gezwungen, seine Position zu bedenken und seine Strategien zu überarbeiten.

In der Heimat drohte abzuebben – wenn es je bestanden hat, was der Prophet gesagt hat – Lass die Hungrigen dein Herz finden. 20 Jahre nach Kriegsende war eine Generation nachgereift, die nur Wachsen im Wohlstand kannte und wollte. Deren »Hunger« nach immer mehr Luxus, Reisen, Vergnügen erschien ihr als das Normalste der Welt. Nur das eigene Gewissen kann dem Streben nach immer mehr Reichtum Grenzen setzen. Wenn aber im Herzen das Gefühl für Maß, Ziel und Sinn der eigenen Forderungen verloren ist, wird ein Alles-haben-Wollen zur alleinigen Triebfeder, die das liefern soll, was glücklich und zufrieden macht. Hier begann das Verlassen der Kirche als eine Chance zu locken, einige Mark sparen und sie für sich persönlich auszugeben. Wenn die Autorität Jesu und seiner Weisung: »Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf« geschwunden war, was hielt noch in der Kirche. Wer zu ihr »Schluss« sagte, kehrte meist auch ihrem Hungerhilfswerk den Rücken zu. Er oder sie mochten versprechen, dass sie schon irgendwie an die Armen denken. Nachprüfen kann das niemand.

BROT FÜR DIE WELT strengte sich mächtig an, mit seinen Bezügen zum Glauben, mit Informationen, Aufklärungen, Plakaten, Argumenten und seiner Bitte um Spenden gegen diese ungebändigten Ansprüche und einen kaum verhehlten volkstümlichen »Volksegoismus« im »Wirtschaftswunderland« anzukämpfen.

Nach der Sturmflutkatastrophe im Februar 1962 in Hamburg sagte tags darauf an einem Schihang im nördlichen Fichtelgebirge einer, den ich von Jugend auf im Dorf kannte, unvermittelt: »Jetzt wissen die da oben, wenigstens, wo sie unser Geld hintun können.«

Die staatliche Entwicklungshilfe war »bei den Leuten« in Verruf gekommen und die kirchliche geriet in diesen Sog. Zu jener Zeit kam auch das unqualifizierte Reden auf, von »goldenen Betten« im Süden, von Indiens »Heiligen Kühen«, die man erst einmal schlachten sollte, und vom Kinderreichtum, »der an allem Elend schuld ist«. Bilder der Bürgerkriege in Afrika flimmerten in die deutschen Wohnzimmer. Sie lieferten gute Gründe, die Menschen mit Gleichgültigkeit zu verachten. Die Hungernden das Herz finden lassen...? dazu hätte gehört, die Informationen zu lesen, die in Kirche und Gemeindebriefen lagen, oder in Veranstaltungen zu diesem Thema – damals sagte man noch »Dritte Welt« – zu gehen, oder sich gründliche Recherchen anzuhören. Vorurteile kosten nichts. Seit ein paar Jahren gesellt sich zu dieser abwehrbereiten Einstellung im Land der Biedermänner der Ekel vor der Krankheit Aids. Sie geißelt besonders Afrika südlich der Sahara. Verwaiste Kinder bleiben zu Hunderttausenden zurück.

Für die 1970er Jahre stellt O. Kallscheuer in seinem Buch »Die Wissenschaft vom lieben Gott« (S. 18) fest: Heinrich Böll trat aus der Kirchensteuer verwaltenden öffentlich-rechtlichen Institution aus. Bald kamen politische Nachtgebete auf, mit lateinamerikanischen Basiskatholiken oder protestantischen Friedensfrauen. Da spielte Gott für mich, für meine Welt-Wahrnehmung schon keine eigenständige Rolle mehr. Jesus hatte sich eingereicht in die Menschenkette der internationalen Solidarität. Für solche Nächsten- und Fernstenliebe brauchten wir gar keinen Gott mehr – nur noch die Räume der Evangelischen Studentengemeinde.

Wieso verschwand der »Liebe Gott« in den Siebzigern? Plötzlich redete in Deutschland kein Mensch mehr von IHM Die Gottesfrage war einfach weg! Wieso eigentlich?

Der Autor drückt in wenigen Zeilen aus, was der Kirche mit der Haltung: »Wir übersehen und ignorieren euch bewusst!«, an Gleichgültigkeit und blankem Unverständnis entgegenschlug. Durch Teile der sog. 1968er setzte zugleich ein verbissener Antiamerikanis-

mus ein. (Der Vietnameinsatz der US-Armee trug wesentlich dazu bei.) Weil die Bundesrepublik damals als einer der engsten Vasallen der US-Regierung galt, bezog das Establishment in Westdeutschland gehörige Prügel. Die, die sich revolutionär verstanden und gebärdeten, zählten die Kirchen zu einer Säule des (verhassten) Staates. Um diese zu schwächen, schob man ungeniert eine Austrittswelle an. Sie war gespeist von der Ablehnung jeglicher Obrigkeit, die das System der Unterdrückung der Triebe (hier im Land), oder der Befreiungsbewegungen draußen in der Dritten Welt mittrug. Die Gegner der Kirchen hatten für Opas BROT FÜR DIE WELT außer Zynismus und besserwisserischem Gerede nichts übrig. Damals und heute diffamierte man, unausrottbar, jene, die das Herz noch bei den Schwachen hatten, als »Gutmenschen« mit einem fast krankhaftem »Helfersyndrom«. Für kurze oder längere Zeit stiegen urplötzlich seltsame Ideologien auf: Maoisten winkten mit der »Roten Bibel« des Tyrannen. Trotzlisten träumten von der proletarischen Weltrevolution. Daneben lockte Indien mit seinem fremden, absolut unchristlichen Zauber. Im Dunst seiner Gerüche und im Nebel der Drogen nahmen Rucksacktouristen gerne nichts von der Armut wahr, die daheim in der Adventszeit in den Gemeinden geschildert wurde. Der Club of Rome schließlich prophezeite das Ende der Ressourcen in wenigen Jahrzehnten. Die Anti-Atom- und Pro-Umwelt-Woge schwoll an – gelegentlich um den Preis des Vergessens der Hungernden. Öffnet der Wille, eine erwartete Klimakatastrophe zu dämpfen, den Blick auf die Bewohner jener Landstriche, wo Dürren und Überschwemmungen drohen, oder bewirken die Szenarien ein interessiertes Aufhorchen an physikalischen Phänomenen nur, so weit es die eigene Heimat berührt?

BROT FÜR DIE WELT wurde alljährlich in den Kirchen manchmal mit neuem Schwung »gepredigt« oder auch nur erwähnt. Bei denen, die sie nicht verloren hatte, fand die Aktion weiterhin wunderbar offene Herzen und Hände für die Hungernden und Unterdrückten. Wenn nur eine Gemeinde ernsthaft begann, mit dem Material aus Stuttgart zu arbeiten, erreichte sie Gewissen und Geldbeutel. Nun flossen in den goldenen 70er und 80er Jahren Zinsen auf angelegtes Geld und Sparkonten zum Jahresende. Die reichlichen Weihnachtsgratifikationen erreichten die Höhe eines Monatsgeh-

tes. Von diesem Überfluss ließ sich schon ein Teil abzwacken für die Hungerhilfe, die in feinen Projekten vorgestellt wurde. Das rührende »Mantel-Kauf-Verschieben« der ersten Aktion erschien wie ein verstaubtes Relikt aus einer versunkenen Zeit. Die Gottesdienste am Heiligen Abenden brachten beachtliche Summen für die Aktion ein. Sie lebte weitgehend, von Ausnahmen abgesehen, im innerkirchlichen Raum. In der Öffentlichkeit wirkte BROT FÜR DIE WELT, das seine Plakate aushängt, wie eine alte Frau der Zeugen Jehovas, die stumm ihren Wachturm den Passanten hinhält. Sie eilen schnell vorüber. Ohne den »Wurzelboden kirchliches Bewusstsein« wäre BROT FÜR DIE WELT im Gegenwind aus Gleichgültigkeit und Ablehnung allem Christlichen und Protestantischen gegenüber wohl als Randerscheinung untergegangen. Daran dürfte sich auch in Zukunft nichts ändern. In der Zentrale, in deren Ideenwerkstatt, in den Gemeinden wurde die Stafette: unter den Slogans »Hilf«, »Den Frieden entwickeln«, »Schritte zu den Armen«, »Gott behüte – Mensch bewahre« (...) weitergegeben. Neue Mitarbeitende verwandelten das Gesicht der Aktion. Sie ging mit ihrer Sprache, ihren Bildern, ihren Materialien so weit wie möglich mit der Zeit, ohne die eigene Mitte zu verlassen: dieses unbändige Drängen danach, Menschen beizustehen, diese Sehnsucht durch gute Projekte, fernen Mitmenschen in deren Heimat Leben und Gesundheit und Menschenrechte zu ermöglichen. Dabei leiteten stets der Ansatz: »Hilfe zur Selbsthilfe« und das evangelische Wissen, »dass ein rechter Glaube gute Werke von sich aus schafft.«

Im eisernen Ringen nach den »besten« Themen, und den dazu gehörenden hilfreichsten Projekten, entstanden so herrliche Kampagnen wie die für indigene Völker und für das Menschenrecht Wasser. Kinder bekamen eigene Materialien. Sie lernten die Welt der Wichis am Rio Pilcomayo kennen und das Lebenshaus in Lomé.

In einem Kindergarten sangen die Kleinen bald unermüdet auf die Melodie: Weißt du, wo die Sternlein stehen?, das Lied der Wichis: »Weißt du, wo die Wichis wohnen, Argentinien ist ihr Land...« Durch die Beschäftigung mit dem Thema aus BROT FÜR DIE WELT erwarb ihre kindliche Neugierde erste Kontinent- und Länderkunde unter dem Aspekt, wie Menschen dort ihr Leben meistern. Barmherzigkeit und die Le-

benswelt anderer wird in solcher Elementarerziehung geleistet.

Die Aktion ist nun 50 Jahre alt, ein halbes Jahrhundert. So lang währt die Schaffenszeit fast zweier Generationen. Wie oft haben uns »Der Spiegel« und andere den Untergang der evangelischen Kirche und damit unseres Werkes BROT FÜR DIE WELT an die Wand gemalt. Wir bestehen noch. Die Aktion mag in die Jahre gekommen sein – doch sie ist stets jung und dynamisch mit Ideen für die Ärmsten, deren Kinder und Mütter.

Im Rückblick auf die sich ständig veränderten Zeitumstände erkennt man, wie großartig BROT FÜR DIE WELT seinem Auftrag treu geblieben ist, den 1959 die evangelische Christenheit in Deutschland ergriffen hat. Mit Realitätssinn, Nüchternheit und heißem Herzen, Intelligenz und Einfallsreichtum hat sie Schritte zu den Armen und Wege ersonnen für jene, die sich Hungerschmerz ausmalen können. Sie fand Pfade durch das Dickicht aus Nichtwahrnehmen und Nichtverstehen, aus Vergesslichkeit und Hartherzigkeit. Die Akteure der Aktion wurden ständig gefordert und herausgefordert von den Ereignissen der Gegenwart. Zugleich gestalteten sie von sich aus wesentliche Verbesserungen ihres Entwicklungsdienstes und ihrer, durch kluge Argumente gesicherten, Werbung in unserem Land.

Als Gemeindepfarrer durfte ich den unsichtbaren Stab der Aktion vor rund 33 Jahren übernehmen. Ich habe BROT FÜR DIE WELT unendlich viel zu verdanken: Es gab meinem Pfarrdienst auch dann Sinn, wenn ich in der Gemeinde wenig zu spüren wähnte von gelebtem Glauben, Bibelwissen, Bekenntnistreue und charakterlicher Festigkeit, was die Verantwortung für unsere Kirche anbelangt. Doch meine Frau und ich haben nie Glieder unserer Gemeinde vergeblich um Mitwirken und Mithelfen bei BROT FÜR DIE WELT gebeten. BROT FÜR DIE WELT schuf sich immer seinen Kreis. Es strahlte von da aus in das Dorf und seine Häuser. Engagierte erreichten dort in vielen Gesprächen auch manche Fernstehende.

Irgendwann war selbstverständlich, dass in der Adventszeit vom Kirchturm die BROT FÜR DIE WELT-Fahne grüßte. Das Dorf hätte sich den Titel einer »BROT FÜR DIE WELT-Gemeinde« erworben, wenn es ihn denn (endlich!!) gäbe.

Als Staffelträger der Aktion in einer Gemeinde ging mir eines Tages überdeutlich auf, dass durch die Bibel mit der Bitte: Brich dem Hungrigen dein Brot! eine herrliche Stafette läuft: Das Schöpfungsepos atmet das dankbare Staunen, dass der Mensch und sein Vieh für eine zugemessene Lebensspanne Nahrung auf der Erde findet. Die Erzväter müssen als frühe Hungerwanderer nach Ägypten ziehen und erhalten Speise. Mose kann die entsprungenen, murrenden Sklaven in der Wüste sättigen und ihren Durst stillen. In seinem Gesetz wird angeordnet, dass an den Ecken der Felder und in den Weinbergen für die Armen etwas zu ernten übrig bleiben soll. Die Fürsorge wird in die Hände der Besitzenden gelegt. Ruth darf Ähren auflesen und verdirbt mit ihrer Schwiegermutter nicht. Propheten setzen die Hungerhilfe als wahren Gottesdienst fest. Paulus sammelt für die Armen in Jerusalem: Er prägt die zeitlosen Worte: Euer Überfluss diene ihrem Mangel. Nicht dass die andern gute Tage haben sollen und ihr Not leidet, sondern dass ein Ausgleich geschehe: Jetzt helfe euer Überfluss ihrem Mangel ab ... Wie jubelt schließlich der Vers im Markusevangelium: Sie aßen alle und wurden satt. Bei und durch Jesus fanden jene Nahrung, die ihn gejamert hatten, weil sie so verschmachtet und ohne Hirten waren. Der Vater im Gleichnis nimmt seinen schier verhungerten Sohn in die Arme und ordnet souverän ein Festmahl an. Zartes Kalbfleisch darf der Sohn zur Schonung seines Magens als Aufbaukost bekommen: Lasst uns essen und fröhlich sein.

Ein heißes Verlangen atmet die Bibel, dass Menschen gemäß der Vaterunserbitte schlicht täglich satt werden.

Diese Grundvoraussetzung ist der Vorgeschmack des himmlischen Mahles. Jesus teilt und teilt aus vor seinem Fortgehen in den Tod das Elementarste: Brot und Wein: Brot zum Leben, das im Blick auf IHN für immer geheilt und erlöst bleibt; Wein zur Freude. Sie lässt die Seele in der Erinnerung an ihn träumen von seiner Vergebung, die alles umfasst – auch die Schuld, die man sich selbst nie vergisst, dieses eigene Versäumen der Hungerhilfe, das man sich immer wieder vorhalten muss.

Am Ende meiner Dienstzeit erfüllt mich, dass ich dankbar bin für die geistigen Anregungen aus dem Materialien der Aktion und für den Reichtum an Bildern aus den BROT FÜR DIE WELT-Ländern, mit den oft lächelnden Gesichtern einzel-

ner Menschen jenseits der Ozeane. Wie klein wurde mancher dienstlicher Ärger, wenn die Vorbereitung und Durchführung eines Vorhabens für BROT FÜR DIE WELT die Seele weitete. Ich fühle mich erleichtert, dass ich mit vielen dabei sein durfte, damit mir unbekannte und doch nahegebrachte Geschwister, diese »fernen Nächsten«, aus der Tiefe ihres Elendes emporklimmen können. Ich konnte ja nicht in die Hungergebiete gehen und anpacken, Kinder füttern und Brunnen bohren. Für ein eigenes Projekt reichten die Kräfte unserer Gemeinde, ja unseres Dekanates, niemals aus. Diese Organisation meiner Kirche erfüllte stellvertretend die Pflicht, die zu allererst an mich mit der Feststellung Jesu gerichtet ist: Ich bin hungrig gewesen und ihr habt mich gespeist. – Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan. Ich bin erfüllt von der Wahrheit, »wenn du die Hungrigen dein Herz finden lässt, wird dein Licht in der Finsternis aufgehen und dein Dunkel wird sein wie der Mittag.«

Das Eingewobensein in das Netz BROT FÜR DIE WELT darf ich zur Habenseite meiner beruflichen Existenz ohne jeglichen falschen Stolz (Lukas 17,10!) rechnen. Ich konnte am Ende meiner Dienstzeit den Stab innerhalb meiner Familie weitergeben. Zugleich habe ich ihn in der mir anvertrauten Kirchengemeinde »hinterlegt«. Andere werden ihn aufnehmen – hier oder an anderen Orten. Denn BROT FÜR DIE WELT läuft durch Deutschland und in die Welt hinaus, solange die Worte der Heiligen Schrift von Erbarmen mit den Elenden und gegen das Verhungernlassen der Ärmsten für unseren Glauben unerlässlich sind. Er gilt in Christus ja nur, wenn er in der Liebe tätig ist.

Mit unserer alljährlich neu gestarteten Aktion besitzen wir über die gesamte Fläche der Evangelischen Kirche in Deutschland eine Organisation, die vielen beisteht darin, ein weiteres Wort des Herrn zu erfüllen: Arme habt ihr allezeit bei euch, wenn ihr wollt, könnt ihr ihnen Gutes tun.

Wir dürfen darauf vertrauen, dass Christi guter Geist 1959 in unsere Kirche hineinwehte. Mit diesem Wind im Segel wird BROT FÜR DIE WELT weitertreiben und getrieben werden. Noch ist kein Ziel in Sicht, das es überflüssig macht. Im Gegenteil: Die Aktion ist der unverzichtbare, ideologiefreie Beitrag der Evangelischen in den Turbulenzen der Globalisierung, die bislang die Lage der

Ärmsten kaum oder gar nicht verbessert – eher verschlechtert – hat. So geht die BROT FÜR DIE WELT-Staffel unbeirrt weiter Sie muss und wird Läufer und Läuferinnen finden, die ihren Stab weitertragen solange der Hunger tobt und gleichzeitig Geist Jesu Menschen durchdringt. Bei ihm, im kirchlichen Leben, mit Glockenklang

und Orgelspiel, Bibel, Gesangbuch und Gebet, ist unverzichtbar Liebe verwoben mit der Zeile ... und Ihr habt mich gespeist.

A. Kemnitzer,
Pfarrer i.R., Jochsberg

richten kann, die im kerngemeindlichen Leben wenig auftauchen. Das soll als Vorwort genügen. Wir sind dem KORRESPONDENZBLATT dankbar für den Abdruck der Texte, damit sich möglichst viele selbst eine Meinung bilden, mitdiskutieren und dann auch handeln können zum Wohl unserer Kirche. Denn darum geht es uns.

Dr. Martin Hoffmann, Rektor des
Predigerseminars, Nürnberg

Forum Aufbruch Gemeinde

Vorwort

Am 11. Oktober fand in der Gustav-Adolf-Gedächtnis-Kirche in Nürnberg ein Gemeindetag statt. Das »Forum Aufbruch Gemeinde« hatte über die Vertrauensleute fränkische Kirchenvorstände eingeladen und immerhin rund 160 Menschen waren gekommen. Menschen, die haupt- oder ehrenamtlich in unserer Kirche engagiert sind und die sich mit den Initiatoren (Pfr. Dr. Gerhard Schoenauer, Pfr. Dieter Schlee, Pfr. Dr. Martin Hoffmann, Pfr. Hans-Ulrich Pschierer) Gedanken machen wollten über die Zukunft der Kirche als ganzer und der einzelnen Gemeinden als deren Basis. Im Anschluss an einen Vortrag von Prof. Christian Möller, der die theologischen Grundlagen für ein evangelisch-lutherisches Kirchen- und Gemeindebild in Erinnerung rief, stellten die Initiatoren ihre grundlegenden Thesen vor, die dann diskutiert wurden. Seitdem gab es zahlreiche Reaktionen, viel Zustimmung, aber auch Widerspruch. Darum sei Einiges vorneweg gesagt:

Es geht uns nicht »nur ums Geld«,

wie uns gerne vorgeworfen wird. Im Aufgreifen der Finanzfrage reagieren wir auf die jüngsten Analysen (etwa des EKD-Papiers »Kirche der Freiheit«), die der Kirche für die Zukunft immer weniger Kirchenmitglieder und drastisch geringer werdende finanzielle Mittel in Aussicht stellen. Es geht uns darum, wie man auf diesen Mangel in einer Kirche, die auf dem Priestertum aller Getauften fußt, reagieren kann. Und da erscheint es uns naheliegend, die zentralistische Logik der Finanzverteilung umzukehren, damit Gemeinden, aber auch Werke und Dienste nicht immer bang nach oben blicken müssen mit der Frage: »Was werden wir noch bekommen

von München?« Deshalb ist die Finanzfrage wichtig, weil die Rede vom »Allgemeinen Priestertum« sonst zum schönen Etikett verkommen wird. Die Menschen mit ihrem Glauben und ihrem Engagement, die unsere Kirche ausmachen, würden ihre Kraft im Lobbyismus verzehren. Die Kirchenleitung, vor der man sich um des Geldes willen legitimieren muss, wäre vom Prioritätenstreit überfordert. Die ganze Kirche würde immer mehr das Bild abgeben, für das sie am wenigsten geliebt wird: das einer auf sich selbst fixierten Institution.

Ein erster Schritt in diese Richtung ist, dass Gemeinden erfahren, welches Kirchensteueraufkommen sie haben. Wir sind realistisch genug, zu sehen, dass eine Umstellung des Finanzflusses nicht von heute auf morgen geschehen kann, aber wenn die finanziellen Aussichten so düster sind, wie das EKD-Papier sie beschreibt, dann ist es höchste Zeit alternative Modelle zu entwickeln, durchzurechnen und zu erproben.

Es geht uns auch nicht um die Geringschätzung überparochialer Aufgaben.

Wir wissen, dass die Kirche vor komplexen gesellschaftlichen Herausforderungen steht, sei es der religiöse Traditionsabbruch, der interreligiöse Dialog, die Überalterung oder die Wertedebatte u.a.m. Damit sind aber zuerst die Kirchengemeinden konfrontiert, in jedem Kindergarten, in jeder Schulklasse oder im Konfirmandenkurs. Dort müssen die Probleme bewusst angegangen werden und verantwortliche Gemeinden werden sich von selbst überparochiale Partner suchen und kooperieren, um ihrem Auftrag noch gerecht zu werden. Dafür müssen sie aber auch verantwortlich gemacht werden, damit ihr Blick sich auch auf die zahlenden Distanzierten

Gruppenarbeit

Aktion 1

Die Kirchenvorstände wenden sich schriftlich an den Landeskirchenrat und bitten um Auskunft über die Höhe des Kirchensteueraufkommens ihrer Gemeinde, um einerseits die Grundlage für ihr eigene Wirtschaften zu kennen und andererseits zu erfahren, was anderen Zwecken zufließt.

Aktion 2

Die Kirchenvorstände laden ihre Landessynodalen ein und bitten um Auskunft über landeskirchliche Projekte und Initiative. Sie fragen nach, in welchem Verhältnis Kostenaufwand und Ergebnis zueinander stehen. Sie nehmen Verantwortung dafür wahr, was mit ihrem Geld geschieht, auch im Hinblick auf die Errichtung von Projektstellen.

Aktion 3

Die Kirchenvorstände beantragen bei der Synode, die Pfarrstellenbesetzungsordnung so zu verändern, dass für Funktionsstellen und Stellen im überparochialen Dienst keine Bewerberin/kein Bewerber zum Zuge kommen kann, der nicht mindestens über eine 6-jährige Gemeindeerfahrung verfügt, wobei die Dienstzeit als Pfrin. z. A. bzw. Pfr. z. A. angerechnet werden kann.

Aktion 4

Die Kirchenvorstände beantragen, dass Visitationen nach der neuen oberfränkischen Ordnung durch Mitglieder des Dekanatsausschusses und der Dekanin/dem Dekan stattfinden. Sie sorgen so dafür, dass die Gemeinden von der Kirchenleitung mit Chancen und Möglichkeiten, natürlich auch mit Sorgen und Problemen, vertieft und umfänglich wahrgenommen werden.

Das sind mögliche erste vier Schritte zur Stärkung der Gemeinden. Wenn Sie den einen oder anderen Vorschlag haben, bringen Sie ihn ein!

»Dass eine christliche Gemeinde Recht und Macht habe...«

(Martin Luther)

Eigentlich müsste es für die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern ein Grund zur Freude sein, dass ein Aktionstag fränkischer Kirchengemeinden unter dem Motto »Aufbruch Gemeinde« stattfindet. Dass aus »Betreuungsgemeinden« endlich »Beteiligungsgemeinden« werden, die bewusst den Weg der Kirche vor Ort selber gestalten, indem sie sich als Basis der Kirche begreifen und daraus Konsequenzen ziehen – diese Forderung beginnt in dem »Aufbruch Gemeinde« heute konkrete Gestalt anzunehmen. Wenn dieser Anfang sich in der ganzen Landeskirche und dann gar in der ganzen Evangelischen Kirche in Deutschland mit ähnlichen Aktionstagen ausbreitete, könnten sich die Kirchenleitungen glücklich preisen, dass sie es mit aktiven Beteiligungsgemeinden zu tun bekommen, die vor einer Verantwortung für die ganze Kirche nicht zurückscheuen.

Auch die »überparochialen Dienste« müssten sich darauf freuen, dass sie es in selbstbewusst gewordenen Ortsgemeinden mit einer nachbarschaftlichen Gestalt der Kirche zu tun bekommen, einer »Kirche der kurzen Wege«, in der sich über den Gartenzaun oder bei Straßenbegegnungen vieles so einfach und rasch klären lässt, was auf dem Dienstweg und bei größeren Distanzen oft schwierig sein kann. Es gilt in der Kirche wieder die Nähe zu entdecken in den einfachen, sinnlichen, nächstliegenden Vorgängen, wie sie eben vor Ort oft so leicht möglich sind. Das ist ja auch der ursprüngliche Sinn von Parochie als nachbarschaftliche Gestalt einer »Kirche der kurzen Wege«! Wie diese Kirche ihre Gestalt gewonnen hat, will ich zunächst kurz an einigen Grundentscheidungen der Heiligen Schrift, an Martin Luther und an der Barmer Bekenntnissynode von 1934 in Erinnerung rufen.¹

1. Biblische Orientierung

Der Apostel Paulus richtet seine Briefe an die »Gemeinde Gottes in Korinth« (1.Kor.1,2) oder »an alle Geliebten und berufenen Heiligen in Rom« (Röm 1,7) oder »an alle Heiligen in Christus Jesus in Philippi« (Phil 1,1) »Geheiligt« sind die Christen durch die Taufe. Von der Taufe her wächst die Gemeinde an diesem oder an jenem Ort. Die christlichen Gemeinden tauschen allmählich die Brie-

fe der Apostel untereinander aus und bewahren Solidarität in der Kollekte mit der Jerusalemer Gemeinde (2. Kor.8f.) So wächst eine untereinander verbundene, vernetzte Kirche von unten heran, die als Leib Christi ökumenische Weite gewinnt hat. In der Offenbarung des Johannes gibt es schließlich Sendschreiben an die Gemeinden Kleinasien, deren Siebenzahl das Ganze der Kirche symbolhaft darstellen soll. Und doch ist ein Sendschreiben an die Gemeinde in Ephesus oder eins an die Gemeinde in Sardes usw. gerichtet, als wären es schon Ortsgemeinden, während sie doch meist noch im Untergrund als Hausgemeinden leben müssen. Jedes Sendschreiben beginnt mit dem Sätzchen »An den Engel der Gemeinde schreibe« und endet mit dem bezeichnenden Satz: »Wer Ohren hat zu hören, der höre!« Es geht um die bei den Ohren genommene und zum Hören aufgerichtete Gemeinde vor Ort, die im Licht ihres Engels angesprochen wird. Jede dieser Gemeinden wird auf spezifische Weise bei den Ohren genommen, die eine in Philadelphia wird ermutigt, die andere in Sardes gewarnt, die dritte in Laodicea getadelt.² Und doch sind alle Gemeinde vor Ort füreinander geöffnet zur Ökumene des Leibes Christi.

2. Reformatorische Orientierung

»Dass eine christliche Versammlung oder Gemeinde Recht und Macht habe, alle Lehre zu beurteilen und Lehrer zu berufen, ein -und abzusetzen, Grund und Ursache aus der Schrift« (1523).³ – das ist eine der frühesten und zugleich radikalsten Schriften Luthers zur reformatorischen Ordnung der Kirche. Erbeten wurde diese Schrift von dem kleinen sächsischen Städtchen Leisnig, das angesichts einer Pfarrvakanz von Luther gutachtlich wissen will, ob und inwieweit sie (vergeblich) darauf warten muss, bis sie von Rom über den Bischof und das nahe gelegene Kloster Bruch einen Priester eingesetzt bekommt, oder ob sie selbst das Recht dazu hat, nach vorher erfolgter Anhörung der Kandidaten selbst einen Pfarrer zu berufen. Weiterhin will der Rat der Stadt Leisnig wissen, wie mit dem Geld, das in einem gemeinen Kasten für die Besoldung des Pfarrers zusammenkommt, verantwortlich umgegangen werden

kann. Eine dazu in Leisnig erarbeitete Ordnung wird von Luther begutachtet und mit einem Vorwort versehen. Schließlich will die Leisniger Gemeinde von Luther wissen, wie der Gottesdienst neu geordnet werden soll. Alle drei Antworten Luthers sind insofern radikal, als sie die bisher von oben her erfolgte Ordnung der Kirche umkehren und die Gemeinde von Leisnig in die Lage versetzen, nach biblischen Maßstäben nun selbst zu urteilen, zu wählen, zu ordnen und ihr Geld selbständig zu verwalten. Den biblischen Maßstab, den Luther zur Geltung bringt, findet Luther in Jesu Wort aus Joh.10, 27: »Meine Schafe kennen meine Stimme« Daraus folgert er: »Hier siehst du ganz klar, wer das Recht hat, über die Lehre zu urteilen: Bischof, Papst, Gelehrte und jedermann hat die Vollmacht zu lehren, aber die Schafe sollen urteilen, ob sie die Stimme Christi oder die Stimme der Fremden lehren.« Im Hören der versammelten Gemeinde kommt für Luther heraus, was Stimme Christi oder Stimme eines Fremden ist. Die hör- weil urteilsfähige Gemeinde ist die eigentliche Basis einer reformatorisch gereinigten und vom Kopf auf die Beine gestellte Kirche. Deshalb tut Luther durch Bibelübersetzung, Katechismen, Lieder und Volksschriften alles dafür, dass urteilsfähige Gemeinden entstehen.

Die Schriften an die Leisniger Gemeinde sind freilich kein Flächen deckender Plan für eine mögliche Kirchenreform, wie ihn 1526 der reformierte Theologe Franz Lambert von Avignon auf Bitten des hessischen Landgrafen Philipp zur Reform der hessischen Gemeinden entworfen hatte. Als der Landgraf diesen Reformplan an Luther sandte, um dessen Meinung zu erbitten, bekam er am 7.1.1527 eine denkwürdige Antwort aus Wittenberg:

»Ich bin bisher noch nicht so kühn gewesen, einen solchen Haufen von Gesetzen mit so gewaltigen Worten bei uns einzuführen...Eure Fürstlichen Gnaden sollte zuerst die Pfarren und Schulen mit tüchtigen Personen versehen und zuvor erproben, mit mündlichen Befehlen und schriftlichen Mandaten – und das alles aufs Kürzeste und Notwendigste beschränkt, was sie tun sollen. Und noch viel besser wäre es, wenn die Pfarrer zuerst einer, drei, sechs, neun untereinander eine einheitliche

Weise in einem oder drei, fünf, sechs Stücken anfangen, bis sie in Übung und Gebrauch kommen, und danach weiter und mehr, wie sich die Sache wohl selbst geben und überzeugen wird, so lange, bis alle Pfarrer nachfolgen. Dann erst könnte man es in einem Büchlein zusammenfassen. Denn weiss es wohl und habe es auch wohl erfahren, dass die Gesetze, wenn sie zu früh und vor der Gewohnheit und der Übung festgesetzt werden, selten gut geraten. Die Leute sind nicht für das befähigt, was diejenigen für richtig halten, die am grünen Tisch sitzen und mit Worten und Gedanken sich ausmalen, wie es gehen sollte. Vorschreiben und Befolgen ist weit auseinander.« (WA Br 4, 157f. Nr. 1071).

Hier wird geradezu klassisch Luthers Weise deutlich, mit den evangelisch aufwachenden Gemeinden wie Leisnig u.a. umzugehen: Er gibt ihnen einen Ratschlag, falls er darum gebeten wird und wartet dann ab, ob und wie sich dieser Ratschlag bewährt, zuerst bei dieser Gemeinde, dann bei zwei oder fünf oder sieben anderen Gemeinden, bis endlich der Zeitpunkt kommt, dass sich aus der erprobten Praxis heraus eine gemeinsame Ordnung ergibt, die in aller Vorläufigkeit aufgeschrieben werden kann. »Eine Gemeinde ahme die andere frei nach.« Das ist der evangelische Zugang zu einer Ordnung in Freiheit, wie sie sich jeweils vor Ort im Hören auf das Evangelium langsam einstellt, ganz im Gegensatz zu der bisher von oben verordneten und rechtlich fixierten römischen Ordnung.⁴

3. Urteilsfähige Gemeinden 1934

Erinnern will ich noch kurz⁵ an die Bekennende Kirche im Dritten Reich, die entscheidend von urteilsfähigen Gemeinden vor Ort geprägt wurde wie z.B. der Kirchengemeinde in Berlin-Dahlem, der die Ohren und der kritische Verstand durch das Hören auf die Predigten Martin Niemöllers geschärft wurden. Gemeinden dieser Art gab es besonders zahlreich im Wuppertal, die sich im Mai 1934 zur Barmer Synode zusammaten, lutherisch wie reformiert, und hier u.a. in einer »Erklärung zur Rechtslage der Kirche« zum Ausdruck brachten: »Die hierarchische Gestaltung der Kirche widerspricht dem reformatorischen Bekenntnis. Ihre echte kirchliche Einheit kann die Deutsche Evangelische Kirche nur auf dem Weg gewinnen, dass sie der Gemeinde als der Trägerin der

Wortverkündigung den ihr gebührenden Platz lässt.« Grundsätze dieser Art haben dann auch den Wiederaufbau der Evangelischen Kirche in Deutschland nach dem 2. Weltkrieg bestimmt. Grundlegend waren die Ortsgemeinden, auf die alle anderen Dienste der Kirche ausgerichtet waren.

Die Kritik an der Ortsgemeinde

Die Kritik an der Ortsgemeinde als dem tragenden Fundament der Evangelischen Kirche setzte etwa um 1960 ein und fand ihren ersten Höhepunkt in der 1967 veröffentlichten Studie des ÖRK »Die Kirche für andere und die Kirche für die Welt im Ringen um Strukturen missionarischer Gemeinden«, Genf 1967. Da heißt es programmatisch: »Solange die Kirchen dabei beharren, die Parochie oder die Ortsgemeinde als die normative Struktur zu betrachten, werden sie dem Leben in seinen wichtigsten Aspekten nicht begegnen.« (ebd.33f.)

Es hatte freilich schon seit dem 18. Jahrhundert erweckte Kreise, Schloss- und Hausgemeinden, landeskirchliche oder freikirchliche Gemeinschaften gegeben, die sich von der Ortsgemeinde separierten, weil hier Gläubige und Ungläubige als ein »corpus permixtum« (eine gemischte Gesellschaft von Gläubigen und Ungläubigen, vgl. CA VIII) beisammen seien. Es hat im 19. Jahrhundert Diakonievereine gegeben, die die Liebestätigkeit der Kirche betonten und die Ortsgemeinde als diakonisch träge kritisierten. Auch blühte im 20. Jahrhundert die Ordensgestalt in der Evangelischen Kirche mit immer mehr Kommunitäten wie Selbitz oder den Schwestern des Casteller Ring wieder auf. Diese und ähnliche Gruppen rüttelten aber nicht an der Parochie als tragendem Fundament der Kirche, sondern versuchen die Parochie zu ergänzen und zu erweitern, und das in der Regel so, dass sie für die Kirche keine neuen Kosten verursachen, weil sie sich selbst finanzieren und nicht an der Kirchensteuer der Ortsgemeinden profitieren wollen. Die von der ÖRK-Studie ausgehende Kritik war fundamentaler, denn sie stellte die Parochie als das tragende Fundament der Kirche in Frage, weil sie »nur einen kleinen Sektor des Lebens« ausmache, während der viel größere Sektor des Lebens in einer pluralistischen Gesellschaft ausgeblendet bleibe. Um den zu erreichen, müssten neue kirchliche Organisationen aufgebaut werden. Deshalb sollen Industriefarr-

ämter, Sozialfarrämter, Akademiearbeit, Umweltpfarrämter, Schulpfarrämter, Beratungsstellen, Cityfarrstellen, Diakoniefarrämter usw. eingerichtet werden. Stets wurde und wird betont, dass durch die Neueinrichtung überparochialer Stellen keineswegs die parochiale Arbeit abgebaut und die Gemeindepfarrstellen gestrichen werden sollen.

Ein Impulspapier der EKD »Kirche der Freiheit«, Hannover 2006, hat diese Kritik des ÖRK-Papiers noch verschärft und mit radikalen Perspektiven zur »Weiterentwicklung« versehen. Die klassische Parochialgemeinde solle »fortentwickelt« werden, weil sie »im Blick auf missionarische Herausforderungen und geistliche Qualitätsansprüche der Weiterentwicklung wie der Ergänzung« (54) bedürfe. In den Orts- Gemeinden stehe zu oft »eine vereinsmäßige Ausrichtung mit deutlicher Milieuverengung einer missionarischen Öffnung entgegen« (54). Deshalb brauchten evangelische Gemeinden eine »Qualitätsoffensive«, die einerseits die Ortsgemeinden »missionarisch ausrichten« und ihre Arbeit auf »anspruchsvollem Niveau gestalten«, andererseits aber weitere Standorte christlichen Lebens entstehen lassen wie z.B. eine »Kirche bei Gelegenheit«, Passantengemeinden, Profilgemeinden, Mediengemeinden, City-, Jugend oder Kulturkirchen. Als Ziel der Weiterentwicklung sei deshalb ins Auge zu fassen, dass die Gemeinden rein parochialer Struktur von bisher 80 auf 50% gesenkt werden, während Profilgemeinden wie City-, Jugend- oder Kulturkirche und netzwerkorientierte Angebote wie z.B. Tourismuskirchen, Akademiegemeinden oder Passantengemeinden insgesamt auf 50% erhöht werden. Die Ortsgemeinde solle also »Grundform von Gemeinde« bleiben, »aber ihre Bedeutung wird sich zugunsten anderer Gemeindeformen relativieren.«(57).

Diese Vorschläge zur Reform bzw. zum Abbau der Parochie sind von Kommissionen am »grünen Tisch« erarbeitet, zu denen GemeindepfarrerInnen gar nicht geladen waren, damit sie ihre Erfahrungen mit der Gemeinde vor Ort geltend machen konnten. Ob und inwieweit die Kirchenleitungen der einzelnen Landeskirchen, die ja die Verteilungsmacht der aus den Ortsgemeinden einkommenden Kirchensteuern haben, diese EKD-Vorschläge zur »Fortentwicklung« der alten und neuen Gemeindeformen aufgreifen und umsetzen werden, gilt es nunmehr sorgfältig zu beobachten. In den ersten

entstehenden »Gemeindebünden« (s.u.) scheint sich bereits Widerstand zu formieren.

»Aufbruch Gemeinde«

»Aufklärung«, so definiert I. Kant, »ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit.« Das könnte auch das Motto eines »Aktionsstages« sein, der sich die Parole »Aufbruch Gemeinde« auf die Fahnen schreibt. In diesem Fall hieße »selbstverschuldete Unmündigkeit«, dass zuerst einmal gefragt wird, wie denn die Ortsgemeinden mitsamt ihren Pfarrern und Pfarrerinnen selbst zum Verlust ihres Ansehens beigetragen haben. Sind sie nicht allzu selbstverständlich davon ausgegangen, dass das biblisch-reformatorische Erbe der Parochie sich von selbst durchsetzen werde? Müssen sie nicht ständig – und gegenwärtig besonders heftig – für dieses Erbe streiten? Haben sie nicht allzu sorglos Kompetenzen der Ortsgemeinde abgegeben oder sich nehmen lassen? Ging es um Diakonie, dann hieß es: »Das können Fachverbände und Diakonische Werke besser als die Ortsgemeinde!« Ging es um Seelsorge, dann wurde der Ortsgemeinde eingeredet: »Das können Seelsorgeberatungsstellen professioneller als die Ortsgemeinde!« Ging es um pädagogische Probleme, so wurden die Religionspädagogischen Ämter eingerichtet usw.? So ging eine Aufgabe nach der anderen an die überparochialen Stellen, die sich nicht selbst finanzieren, sondern aus den in den Ortsgemeinden eingehenden Kirchensteuern bezahlt werden müssen. Die Ortsgemeinde aber verlor eine Aufgabe nach der anderen oder gab sie manchmal sogar gern ab. Nun aber bleibt für die entleerte Ortsgemeinde noch eine »rituelle Grundversorgung«, und die soll nach neuester Kirchenreformplanung z.B. in den ländlichen Bereichen der Kirche von Berlin-Brandenburg etwa so aussehen, wie sie mir von dem gerade in Berlin gegründeten »Gemeindebund« mitgeteilt wurden:

Alle Gemeinden des Kirchenkreises bilden einen einzigen Pfarrsprengel, der aus fünf Großgemeinden besteht. Diese werden von sog. »Grundversorgern« betreut, die nicht mehr im klassischen Sinn Gemeindepfarrer sind. Sie suchen die Menschen nicht auf. Sie sind an einem zentralen Ort ansprechbar. Die Kirchen sollen fortan »leere Hüllen« sein, sofern die Ältesten nicht selbst dort Lesegottesdienste halten wollen. Dane-

ben gibt es Pfarrer im Spezialdienst: Einen für die Jugend, einen für die Ehrenamtlichen usw. Diese tauchen punktuell auf, nicht in den Dörfern, sondern wieder nur an ausgewählten, zentralen Orten. Vollständige liturgische Gottesdienste mit Orgelmusik etc. soll es nur noch in den Stadtkirchen geben. Die Devise heißt: »Schwerpunktsetzung statt Vollständigkeit«. Gegen diese Reformpläne, die möglichst zügig seit 2007 umgesetzt werden sollten, gab es ein Minderheitenvotum von zwei Kirchengemeinden, die vor das Kirchenverwaltungsgericht zogen und mit ihrem Einspruch gewannen. Da aber zu erwarten ist, dass die Kirchenleitung mit neuen Gesetzen und Erlassen das geplante Ziel der Kirchenreform anstrebt, hat sich am 20.9.2008 ein »Gemeindebund« von 29 Gemeinden in Berlin gegründet, die sich im Widerstand gegen die Auflösung der Ortsgemeinden gegenseitig Beistand leisten wollen (vgl. www.gemeindebund-online.de). Einen ähnlichen »Gemeindebund« gibt es bereits in Kurhessen, der kleine und kleinste Dorfgemeinden vor der Auflösung zu bewahren und deshalb z.B. mit Landessynodalen ins Gespräch zu kommen versucht (ev-pfarramt-kleinenglis@t-online.de). – Ob es nun auch in Bayern so einen »Gemeindebund« gibt, wird sich in den weiteren Planungen dieses Nürnberger Aktionsstages zeigen.

Bedenkenswert erscheinen mir in diesem Zusammenhang die Überlegungen, die der Journalist und Theologe Christian Nürnberger in seinem Vortrag »Warum McKinsey für die Kirche keine Lösung ist« 2003 in Bonn ausführte: »Ich wäre nicht der, der ich geworden bin, wenn es in meinem fränkischen Dorf nicht einen Pfarrer, eine Gemeinde und die damit verbundene Infrastruktur gegeben hätte. Ich blicke dankbar auf meine Kindheit zurück, und weil ich will, dass jedes Dorf seine Kirche und seinen Pfarrer haben soll, bleibe ich in der Kirche und zahle gerne meine Kirchensteuer. – Nun höre ich aber von verschiedenen Seiten, zum Beispiel aus der Landeskirche Hannover, oder auch aus Mecklenburg, dass auf den Rat der Unternehmensberater hin jetzt Pfarrstellen gestrichen und Gemeinden zusammengelegt werden, und zwar unter dem Stichwort »Regionalisierung«. Ortsgemeinden solle es auch noch geben, aber von Ehrenamtlichen geleitet. Hauptamtliche sollen nur noch übergemeindlich in der Region tätig sein, Pfarrer brauche man nur noch für die lokale

»Grundversorgung«. Das Einsparen von Pfarrstellen würde man in den Gemeinden nicht merken, denn durch »Koope-ration in der Region« entstünden »Synergieeffekte«. So könne der Konfirmandenunterricht im Kurssystem gehalten werden. Jede Mitarbeiterin hat ein Thema, mit dem sie herumreist und die Gruppen in der Region unterrichtet. Jede Pfarrerin, jeder Pfarrer macht im Monat nur noch eine Predigt und hält sie vier Mal an verschiedenen Orten in der Region. Die Osterpredigt wird dann also zum letzten Mal kurz vor Pfingsten gehalten, die Weihnachtspredigt kurz vor Beginn des Karnevals. – Wenn ich das Wort »Regionalisierung« höre, dann erinnere ich mich an die Gebietsreform in Bayern vor rund 30 Jahren. Ich wohnte damals in meinem fränkischen Dorf, und das war politisch eine selbständige Gemeinde mit einem eigenen Bürgermeister und Gemeinderat, die von den Dorfbewohnern direkt gewählt wurden. Durch diese politische Selbständigkeit herrschte in dem Dorf eine Verwaltung der kurzen Wege. Hatte man ein neues Auto anzumelden, ging man zu Fuß zum Bürgermeister, holte sich die Nummernschilder ab, und abends brachte einem der Bürgermeister den KfZ-Brief und den Schein persönlich vorbei. Samstag kehrte man die Strasse. Wenn irgendwo ein Wasserbruch war, wusste man sofort, wer ihn schnellstens beheben kann. Wenn eine Dorflaterne nicht brannte, sagte man es abends dem Bürgermeister oder Gemeindediener im Wirtshaus, und am nächsten Morgen wurde die Lampe ausgetauscht. Wenn dem Zaun ums Feuerwehrhaus eine Latte fehlte, hat sie derjenige, dem das Fehlen auffiel, einfach wieder eingesetzt. Kurz und gut: Man fühlte sich in seinem Dorf für das Dorf verantwortlich. – Dann kam die Gebietsreform, das Dorf wurde Stadtteil und Vorort, und plötzlich fühlten sich die Leute nicht mehr so verantwortlich für ihr Dorf, denn dafür war ja jetzt die Stadt zuständig. Man kehrte samstags nicht mehr die Strasse, weil alle zwei Wochen die Kehrmaschine der Stadt kam. Wenn die Dorflaterne nicht mehr brannte, brannte sie längere Zeit nicht mehr, weil niemand genau wusste, wo in der Stadt man anrufen sollte, und außerdem wars ja wurscht, das ging einen jetzt ja nicht mehr so viel an, weil es ja jetzt eine Angelegenheit der Stadt ist... Und nun will auch noch die Kirche die Dörfer verlassen, will die vor 30 Jahren gemachten Fehler wiederholen und

kommt sich dabei modern vor. Es ist aber nicht modern, wenn jetzt jede einzelne Gemeinde ihre Existenzberechtigung nachweisen muss. Wenn irgend jemand in der Kirche keines Nachweises seiner Existenzberechtigung bedarf, dann ist das die Gemeinde. Und wer zu beweisen hat, dass seine Existenz für die Kirche unbedingt nötig ist, das sind Regionalbischöfe, Bischöfe, Landeskirchenämter und Stabsstellen für Öffentlichkeitsarbeit. Die Urkirche hat sich aus Gemeinden entwickelt und ist bestens ausgekommen ohne all diese Häuptlinge und Wasserkopf-Bürokratien. Die Kirche kann auf Landeskirchenämter und Stabsstellen für Öffentlichkeitsarbeit und auf vieles andere verzichten, aber nicht auf Gemeinden« (abgedruckt in: Badisches Pfarrvereinsblatt 3, 2005, 59-76, ebd. 71f.).

Was sich seit 1975 in der Kirche an Neubildung von Spezialstellen unter der Forderung von Spezialisierung und Professionalisierung ereignet hat, ist ähnlich auch im medizinischen Bereich passiert, wo die Hausärzte ihre Kompetenz verloren, als jedes Problem an die Fachärzte delegiert wurde, weil diese für Kopf oder Fuß, Ohr oder Nase mehr Kompetenz hätten. Und was blieb noch von den Hausärzten? Doch es scheint sich in der Medizin eine gegenläufige Entwicklung anzubahnen, die von der Gesundheitspolitik und den Krankenkassen gefördert wird. Es wird offenbar auf Dauer unbezahlbar, wenn die Leute sich bei jedem Problem zu Fachärzten flüchten und dabei regelrecht atomisiert werden. Der Hausarzt soll den ganzen Menschen wieder entdecken. Er soll erstinstanzlich, wie in Skandinavien längst üblich, entscheiden, ob ein Mensch wirklich den Facharzt braucht, oder ob sein Problem nicht viel rascher und ebenso gut beim Allgemeinmediziner gelöst werden kann.

Was ich mit diesem Beispiel sagen will, ist die je verschiedene Kompetenz des Spezialisten und des Generalisten. Die Parochie ist falsch beraten, wenn sie sich an der Professionalität des Spezialisten messen lässt – und umgekehrt! Ihre Kompetenz ist generalistischer Art und d.h. sie ist »Kirche der kurzen Wege« und lebt davon, dass ihr weithin die Haustüren bei Besuchen offen stehen, weil sie nachbarschaftlich strukturierte Kirche ist. Da geht vieles über den Gartenzaun hinweg und an der Straßenecke oder am Tresen. Wie einfach, unkompliziert und schnell lässt sich hier vieles lösen! Christian Nürn-

berger hat das treffend beschrieben (s.o.)!

Ich will jedoch Seelsorgeberatungsstellen in ihrer Kompetenz nicht verkennen, denn es kann ein Segen sein, wenn alkoholabhängige oder in eine andere Sucht gefallene Menschen an eine spezielle Beratungsstelle überwiesen werden können, weil die Ortsgemeinde überfordert ist. Wie gut ist es dann aber auch für die therapeutische Arbeit in den Suchtberatungsstellen, wenn sie einen halbwegs Genesenen wieder in örtliche AA-gruppen einer Kirchengemeinde zurückgeben und in die alltäglichen Zusammenhänge des Lebens überweisen können, wie sie sich in einer Ortsgemeinde abspielen. Es muss also nicht zu einer Blockade zwischen parochialer und überparochialer Arbeit in der Kirche kommen, wenn beide um ihre Kompetenz, um ihren Ort und um ihre Grenzen wissen. Parochie hat es mit den alltäglichen, nachbarschaftlichen Zusammenhängen der Menschen zu tun, überparochiale Arbeit mit den speziellen Fällen, in die ein Mensch geraten kann, so dass er sich selbst und seiner Umgebung eine Qual wird. Wie gut, dass es beides in der Kirche gibt, die spezielle Beratung und den Alltag einer Gemeinde vor Ort!

Ähnlich ist es mit den Menschen im Urlaub, die am Campingplatz auf eine Gemeinde stoßen, welche sich mit Hilfe der Tourismusseelsorge gebildet hat. So eine Kirche auf Zeit kann zur Wiederbegegnung mit Kirche führen, einer freilich noch ganz unbestimmten Kirche auf Probe, in der ich es mit kirchlichen Mitarbeitern zu tun bekomme, die mit mir und vielen anderen Gottesdienst am See feiern, für mich da sind, falls ich sie ansprechen möchte, kurz: Kirche ganz nah und auf Zeit! Wie gut, dass es dann aber auch in den Ortsgemeinden Kirche auf Dauer gibt für Menschen, die im Urlaub wieder auf den Geschmack des Evangeliums gekommen sind und davon zu Hause mehr kosten wollen. Dann wird deutlich, wie beides zusammengehört, die Kirche auf Zeit und bei Gelegenheit, wie auch die Kirche auf Dauer und in Stetigkeit; die Kirche mit Urlaub, Event und Sahnorte ebenso wie die Schwarzbrotkirche, in der ich vielleicht sogar mit meinem ziemlich schwierigen Nachbarn zusammen auf einer Kirchenbank sitze und das Abendmahl mit ihm feiern und den Friedensgruß gegenseitig zusprechen muss. Gäbe es freilich nur noch die mobile Kirche auf Zeit, die bei Urlaubs-

events und bei Gelegenheiten vielleicht präsent ist, so würden Mobilität, Stress und Hektik unserer Zeit durch die Kirche nur noch vermehrt. Die Kirche vor Ort ist ein Gegengewicht, indem sie einfach da ist, den Tagesrhythmus durch ihre Glocken prägt und so eine Stetigkeit für die Lebenden und die Sterbenden schafft, nicht zuletzt auch durch ihren Friedhof. Es kann und soll also durchaus spezielle Angebote der Kirche geben, die aber die Kirche vor Ort nur ergänzen können, weil die Ortskirche als Kirche für alle am Ort das eigentliche Fundament der Kirche ist, das hier und da durch spezielle, zeitlich befristete Angebote ergänzt werden mag. Die Stetigkeit ist der ursprüngliche Sinn der Parochie, die als Gegengewicht zur Unruhe und unstillen Rastlosigkeit in Zeiten der Völkerwanderung entstanden ist, um den Menschen wieder einen Ruhepol für ihr Wohnen und Bleiben an einem Ort zu geben, damit ihr Leben wieder Stabilität und Kontinuität gewinne.

Wie tief sich dieser ursprüngliche Sinn von Parochie in die Menschen bis heute eingepägt hat, kam heraus, als die Evangelische Kirche unter Einfluss der schon genannten ÖRK-Studie »Kirche für andere.« drauf und dran war, eine mobile »Kirche in der Region« zu werden, in der die Ortsgemeinde nur noch einen begrenzten Sinn haben sollte. Als dann aber mit Hilfe einer großen Mitgliederbefragung 1974⁶ erkundet wurde, was eigentlich die Menschen von ihrer Kirche erwarten, kam heraus, dass es 1. Die Ortspfarrer- und pfarrerinnen, 2. Die Kasualien Taufe, Trauung und Beerdigung, 3. die diakonischen Angebote wie Kindergarten und 4. der lokale Kirchturm mit seinen Glocken sind, womit die Menschen »Kirche« verbinden. Die geplante »Weiterentwicklung« der Ortskirche zur »Kirche in der Region« wurde damals einstweilen gestoppt. Der an der Erarbeitung der ÖRK-Studie maßgeblich beteiligte Magdeburger Bischof Werner Krusche gestand denn auch 1981 freimütig ein, dass es sich als Irrweg erwiesen hätte, von der parochial verfassten Kirche wegzukommen. Zwar treffe es zu, dass die Menschen mobiler geworden seien. Trotzdem, nein, gerade deshalb hielten sie an der Wohngemeinde als stabilem Gegengewicht um so mehr fest.

Wie konnte trotz solcher empirischer Ergebnisse der Plan einer Weiterentwicklung von der parochial zu einer pluralistisch verfassten Kirche wie z.B. in

dem schon genannten Impulspapier der EKD »Kirche der Freiheit« wieder auftauchen? (ebd.37, 50, 53) Es ist die behauptete »Milieuerengung«, die den Ortsgemeinden vorgeworfen wird. In ihr sei eine »vereinsmäßige Ausrichtung mit deutlicher Milieuerengung« (54) festzustellen. Man wünschte sich, dass die Planer am grünen Tisch nur eine Woche lang einmal an der Seite einer Gemeindepastorin mitgingen, von einem Geburtstagsbesuch über einen Vormittag im Lehrerzimmer der Schule zum Konfirmandenunterricht am Nachmittag bis zu einem Beerdigungsgespräch am Abend oder einer Sitzung im Kirchenvorstand, von einer Trauung am Samstag über einen Festgottesdienst am Sonntag bis zu einer Beerdigung am Montag. Dann könnten sie mitverfolgen, wie hier ständig die Milieus wechseln und ein vielfältiges Beziehungsnetz geknüpft wird.⁷

Treffend gibt der Bochumer Ethiker Günter Thomas in seinem Aufsatz »10 Klippen auf dem Reformkurs der EKD oder: Warum die Lösungen die Probleme vergrößern« gegenüber dem Vorwurf einer Milieuerengung der Ortsgemeinden zu bedenken: Der geplante Ausbau der Profildgemeinden auf 25% der Gesamtkirche sei »nichts anderes als eine konsequente und programmatisch vorangetriebene Milieuerengung: Wer einmal in einer Kulturkirche war, wer die Besucher von Citykirchen beobachten konnte, wer das Akademieleben von innen kennt oder das Angebot eines Touristenpfarrers, der weiß, was die im Zukunftspapier nur den Ortsgemeinden angehängte vereinsmäßige Ausrichtung mit deutlicher Milieuerengung ist.« Demgegenüber stelle die Ortsgemeinde »die integrativste Sozialform der Kirche«⁸ dar.

»Liebhaber« der Gemeinde- kirche am Ort

Mit meinem Referat möchte ich gern die Ortsgemeinden mitsamt ihren Pfarrern und Pfarrerninnen wie auch ihren Kirchenvorstehern und Kirchenvorsteherinnen zu einem neuen Selbstbewusstsein ermutigen, damit sie den permanenten Diffamierungen der Ortsgemeinde widerstehen können, die sich dann auch handfest in Stellenkürzungen und verminderten Mittelzuweisungen auswirken.⁹ Schlimmer aber als diese Kürzungen erscheint mir die Resignation, die häufig durch die Ortsgemeinden schleicht und dazu führt, dass einer nach der anderen sich zu fragen

beginnt: Vielleicht sind wir ja wirklich »milieuerengt«, »immobil« und zu wenig »professionell«? Vielleicht sind wir ja wirklich nur »Amateure«, die mit den Profis nicht mithalten können!?

Bei einem »Aufbruch Gemeinde« könnte etwas Ähnliches wie in Max Frischs Theaterstück »Andorra« geschehen, wo einem Jungen permanent vorgeworfen wird, er sei wie ein Jude. Schließlich bricht es aus diesem Jungen heraus: »Dann bin ich eben ein Jude!« In dieser Weise könnten die Ortsgemeinden aufbrechen und sagen: »Dann sind wir eben

Amateure!« Und das heißt im ursprünglichen Sinn des Wortes nichts anderes als Liebhaber, Liebhaber der Kirche am Ort! Die Gemeindebriefe von Amateuren müssen nicht professionelle Hochglanzbrochüren sein, sondern dürfen gern einfachen Briefen ähneln, die von Liebhabern an mögliche Liebhaber geschrieben sind. Kirchenchöre von Amateuren müssen keine Konzertchöre sein, sondern dürfen gern den Gesangsvereinen im Dorf ähneln oder Gospelchöre von begeisterten Anfängern sein. Gottesdienste von Amateuren sind keine

1 Vgl.auch G.Holtz, Die Parochie. Geschichte und Problematik, HfG 40, 1967; U. Pohl-Patalong, Von der Ortskirche zu kirchlichen Orten. Ein Zukunftsmodell, Göttingen 2006.

2 Natürlich sammeln und bauen sich die Gemeinden der ersten Christen in der Verfolgungszeit der ersten drei Jahrhunderte noch ganz vielfältig, wie es die jeweilige Situation vor Ort jeweils zulässt. Daraus nun aber den mit normativem Interesse geleiteten Schluss zu ziehen: »Die Christenheit ist also in den ersten beiden Jahrhunderten nicht systematisch und schon gar nicht territorial organisiert. Eine verbindliche Sozialform gibt es nicht« (Pohl-Patalong(38), liest das NT etwa so ungeschichtlich, als wenn man die im NT noch nicht vorhandene Trinitätslehre in Frage stellen oder durch einen Unitarismus pluralisieren wollte. Sobald das Christentum als öffentliche Religion im 3. und 4. Jh. zugelassen wurde, strebte es die territorial verfasste Kirche als Sozialform an, um Kirche für alle jeweils an ihrem Ort zu werden. Wer die Bibel nicht wirkungsgeschichtlich liest, verfällt zwangsläufig einem beliebig nutzbaren Biblizismus.

3 WA 11, 408-416. (Ich zitiere alle drei Schriften Luthers an die Stadt Leisnig aus Inselausgabe Frankfurt 1982, Bd.V, 7-32)

4 Es trifft nicht zu, Luther habe »die kirchlichen Ordnungen und Strukturen als irdisch zweckmäßige, nicht aber als theologische Fragen betrachtet« (Pohl-Patalong, 48). Wie es eine »theologische Frage« für Luther ist, wenn er die Ordensgemeinde verwirft, weil sie zu einem bigotten Christsein verführt, so ist es ebenso »eine theologische Frage«, wenn Luther die in seiner Vorrede zur Deutschen Messe erwogene Idee einer Hausgemeinde wieder verwirft, »denn ich habe die Leute nicht.« Diese Begründung ist keineswegs quantitativer, sondern qualitativer Art und blickt auf die in jedem Sünder steckende Gefahr der »Rotterei«.(WA 19, 75ff.) Luther blieb ausschließlich (und keineswegs zufällig) bei der »christlichen Gemeine« am Ort, weil ihre Struktur am ehesten dem corpus permixtum von CA VIII entspricht, Kirche für alle ist und das Evangelium in seiner alltäglichen und nächstliegenden Weise zur Geltung bringt, wie es ja auch dem sachlichen Ursprung von »gemyne« entspricht: das, was al-

len am Ort »gemyne« ist, wie es das deutsche Wort »Allmende« heute noch weiss.

5 Aus Platzgründen wird Wilhelm Löhes Arbeit in Neuendettelsau übergangen, die deshalb eine so tiefgehende und langfristige Wirkung hat, weil sie von der Ortsgemeinde ausgeht und mit der Kraft der Ortsgemeinde rechnet. Vgl. G. Schoenauer, Kirche lebt vor Ort. Wilhelm Löhes Gemeindeprinzip als Widerspruch gegen kirchliche Großorganisation, Stuttgart 1990.

6 Helmut Hild (Hg.), Wie stabil ist die Kirche? Bestand und Erneuerung. Ergebnisse einer Meinungsbefragung, 1974. Natürlich lassen sich die Fragen auch anders stellen, damit die Antworten nicht so eindeutig sind, wie weitere Mitgliederbefragungen von 1994 und 2004 zeigen.

7 Natürlich hat es im Laufe der Kirchengeschichte immer wieder Zeiten gegeben, in denen dieses oder jenes Milieu in dieser oder jener Ortsgemeinde zurücktrat oder ganz verschwand, bis dann eine neue Konstellation oder neue Personen dafür sorgten, dass neue oder gar alle Milieus wieder zur Geltung kamen. Aus temporär defizitären Erscheinungen nun aber gleich zu grundsätzliche Feststellungen einer »deutlichen Milieuerengung« der Parochie zu kommen, aus denen auch noch praktische Konsequenzen für den Umbau der Kirche gezogen werden, erscheint mir als ein Trugschluss, der die biblisch-reformatorische Idee der Parochie als Kirche für alle am Ort gleich mit vernichtet.

8 Ev Theol 67, 2007, 361-387, ebd. 364

9 Hilfreich gegen das Kaputtreden der Ortsgemeinde erscheint mir das neue Buch von W.Härle, J.Augenstein, S.Rolf und A. Siebert, Wachsen gegen den Trend. Analysen von Gemeinden, mit denen es aufwärts geht, Leipzig 2008. Hier wird erfolgreiche Gemeindegemeindearbeit vor Ort nachgezeichnet, so dass deutlich wird, welche Zukunftschancen die Ortsgemeinde hat.

10 Das scheint mir auch die Gefahr des in Anm. 9 genannten Buches »Wachsen gegen den Trend« zu sein. Hilfreich erscheint mir dagegen Reiner Knieling, Plädoyer für unvollkommene Gemeinden. Heilsame Impulse, Göttingen 2008.

professionell gestalteten Eventangebote für lustige Leute. Hier wird vielmehr das Geheimnis der Menschwerdung Christi am Kreuz gefeiert, und das so einfach und klar wie möglich, denn hier wird mit allen am Ort Gottesdienst gefeiert und mit allen gemeinsam am Ort gelebt, die sich durch den Ruf der Glocken einladen lassen.

Wenn bei dem »Aufbruch Gemeinde« so ein Selbstbewusstsein in den Gemeinden wächst, werden sich die praktischen Folgen wie von selbst einstellen: Einer Gemeinde gelingt dies, der anderen gelingt das. »Eine Gemeinde ahme die andere frei nach« (M.Luther) und lasse sich zugleich durch besonders erfolgreiche und wachsende Gemeinden nicht unter Druck setzen!¹⁰ Das gilt auch für die praktischen Konsequenzen, die ich für einen »Aufbruch Gemeinde« als möglich ansehe. Nur drei seien exemplarisch genannt:

1. Es gilt, die Evangelische Kirche als eine von unten her aufgebaute Gemeindekirche wieder zu entdecken, die ihre nachbarschaftliche Gestalt in den Ortsgemeinden als Kirche der kurzen Wege, ihr Gesicht in den festlich gefeierten Gottesdiensten, ihren Klang in den zum Gebet rufenden Glocken, ihren Mund in mündigen Haus- und Initiativkreisen, ihre Hände in aktiven Gruppen und Besuchsdiensten und ihre Ohren in der Aufmerksamkeit für Gottes Gegenwart gewinnen. Es ist alles dagegen zu tun, dass die Evangelische Kirche immer gesichtsloser wird, je mehr sie sich in mittlere und höchste Ebenen, in Verwaltung und in Gremien zurückzieht und dabei in inhaltsloser Werbesprache, in Verwaltungserlassen und in technokratischen Fachbegriffen verstummt.
2. Dem Auseinanderdriften von überparochialen Diensten und Parochien kann dadurch gewehrt werden, dass möglichst jeder übergemeindliche Dienst mit einem begrenzten Gemeindedienst vor Ort verbunden wird. Dadurch könnte auch manche kleinere Pfarrstelle vor Halbierung oder gar Streichung bewahrt werden, wenn der Spezialist oder die Spezialistin zugleich mit einer halben Pfarrstelle vor Ort angestellt werden.
3. Das Geld der Kirche wird dort verwaltet und verteilt, wo es herkommt: in den Ortsgemeinden. In der Lutherischen Kirche Schwedens

z.B. gibt es nur Mitgliedsbeiträge an die Ortsgemeinden. Sie bleiben zu 90 % in der Gemeinde. 10 % werden an die Gesamtkirche abgegeben. Ein erster Schritt in diese Richtung sollte in der Evangelischen Kirche Deutschlands unverzüglich darin bestehen, dass einer Ortsgemeinde vom Landeskirchenamt mitgeteilt wird, wie hoch ihr Kirchensteueraufkommen ist. Weitere Schritte bis zu einer endgültigen Finanzhoheit der

Gemeinden werden folgen, damit aus Betreuungsgemeinden ganz konkret und materiell Beteiligungsgemeinden werden und reichere mit ärmeren Gemeinden in einer Region teilen können.

*Dr. Christian Möller,
Heidelberg*

Referat bei dem Aktionstag fränkischer Kirchengemeinden »Aufbruch Gemeinde« am 11. Oktober 2008 im Lichtenhof, Gustav-Adolf-Gedächtniskirche zu Nürnberg

Von der Betreuungskirche zur Beteiligungskirche

In der bestehenden Krise der Kirche, ihrem Mitgliederschwund, ihrer Überalterung, ihrem Verlust an finanzieller Stärke und an Relevanz in der Gesellschaft, reicht eine Reform der Finanzverteilung nicht aus. Die Kirche steht insgesamt vor einem Systemwandel:

Die Kirche muss sich verändern, um wieder Glaubwürdigkeit in der Gesellschaft zu erlangen. Sie muss sich wandeln von einer Betreuungskirche hin zu einer Beteiligungskirche. Eine Betreuungskirche denkt von oben her: Wie steuern wir die Kirche von der Zentrale aus, wie versorgen wir das Volk religiös, wie verteilen wir die vorhandenen Finanzen? Das ist ein paternalistisches System, das das Kirchenvolk letztlich zum Versorgungsobjekt degradiert. Eine Beteiligungskirche denkt von unten her: Sie ist Kirche durch das Volk. Sie besteht aus selbstständigen Gemeinden, zu denen sich Menschen aufgrund ihres Glaubens halten, bewusst Ja sagen und darum auch dazu bereit sind, diese Gemeinde finanziell mit zu tragen. Beteiligung heißt, dass Menschen in den Gemeinden auch die Freiheit haben, über ihre aufgebrachten Finanzen selbst zu entscheiden. Beteiligung heißt ebenso die Verantwortung zu übernehmen, auch für unangenehme Maßnahmen oder Einschnitte, wenn es darauf ankommt. Erst dann wird die Beteiligung auch zur Mündigkeit. Dieses Gemeindeprinzip müssen wir in der Kirche stark machen – weil es unserem evangelischen Glauben entspricht und weil es auch finanziell einen Weg in dürrtigen Zeiten weisen kann. Wie kann das konkret aussehen?

1. Wir brauchen die Finanzhoheit der Gemeinden.

Seit einem Jahrhundert praktizieren wir das Gegenteil: Die Kirchensteuer wird von den Mitgliedern per Steuer eingezogen und fließt in den großen Kirchentopf, die Allgemeine Kirchenkasse. Von dort wird ein geringer Teil an die Gemeinden wieder ausgeschüttet. Damit muss jede Gemeinde ihren Haushalt bestreiten. Dieser Prozentsatz ist in den letzten Jahren von 37 Prozent auf 27,8 Prozent abgesenkt worden. Vom Restbetrag werden vor allem die Personalkosten der Kirche bestritten und alle anderen übergemeindlichen Aufgaben. Würde man die Personalkosten umlegen auf die Gemeinden, käme man etwa auf einen Prozentsatz von 58 Prozent, der an die Gemeinden zurückfließt. Wenn man weitere Leistungen an die Dekanatsbezirke, Verwaltungsstellen und übergemeindliche Dienste für die Gemeinden einbezieht, kann man bis auf 71,5 Prozent des Kirchensteueraufkommens hochrechnen. Es bleibt aber dabei: Nur über 27,8 Prozent kann eine Gemeinde selbstständig verfügen und über die Verwendung mitentscheiden. Das ist der springende Punkt. (Die Zahlen beruhen auf den Angaben von OKR Dr.Böttcher auf der Landessynode in Amberg 2004 und auf dem Haushalt von 2008). Das macht die Gemeinde zur Bittstellerin und erzeugt überdies eine Konsumentenhaltung. Man verwaltet halt so gut man kann das, was man bekommt. Dann fängt das Jammern an oder der Bruderkrieg im Dekanatsausschuss.

Warum traut man einer Gemeinde nicht zu, dass sie ihr komplettes Kirchensteueraufkommen, also die 100 Prozent, selbstständig verwalten kann? Na-

türlich kann sie nicht alles für sich behalten. Ein gewisser Prozentsatz muss abgegeben werden für übergemeindliche Aufgaben und auch für einen Finanzausgleich zwischen ärmeren und reicheren Gemeinden. So wird das in vielen Kirchen dieser Welt praktiziert. Der große Vorteil, wenn man den Finanzfluss umkehrt, wäre der, dass eine Gemeinde genau weiß, was ihre Mitglieder an Kirchensteuer aufbringen, welches Budget man damit zur Verfügung hat und dass man eben nicht mehr ausgeben kann, als man eingenommen hat. Wenn das Geld nicht mehr ausreicht, dann ist die Gemeindeverantwortung besonders gefordert: Dann wird man von selbst an die Gemeindeglieder herantreten, die längst keine Kirchensteuer mehr zahlen, z.B. wegen Abschreibungen, und sie um ihren Mitgliedsbeitrag bitten. Dann wird man von selbst auf die Idee kommen, sich eventuell mit einer Nachbargemeinde einen Pfarrer zu teilen oder gar eine gemeinsame Pfarrei zu bilden. Jeder selbständige Kirchenvorsteher und jede verantwortliche Kirchenvorsteherin handelt in ihrem privaten Bereich, z.B. bei einem eigenen Geschäft oder Betrieb, genauso.

Ein weiterer Vorteil wäre, dass viele vermögendere Gemeindeglieder, die mit einem Kirchenaustritt liebäugeln oder ihn längst vollzogen haben, durchaus bereit wären, für die Ortsgemeinde einen Beitrag zu leisten. Sie wollen wissen, wohin ihr Geld fließt und was damit geschieht. Sie würden sich viel eher engagieren und beteiligen, wenn sie mitentscheiden könnten.

Es ist auf Dauer nicht mehr einzusehen, dass wir allein auf das Instrument der Kirchensteuer setzen; denn selbst der Finanzreferent unserer Kirche bestätigt, dass nur noch ca. 35 Prozent der Kirchenmitglieder überhaupt Kirchensteuer zahlen. Dabei kommen 85 Prozent der Kirchensteuer von den Lohnsteuerzahlern, nur 15 Prozent von den Einkommensteuerzahlern. Das heißt doch.: Die Kirche finanziert sich vorwiegend durch die geringeren Verdienenden. Das ist eine Ungerechtigkeit, die wohl kaum zu unserer Botschaft von Frieden und Gerechtigkeit passt.

Andere Finanzierungssysteme sind ja nichts Neues. Der Landeskirchenrat war erst kürzlich auf einer Schweden-Reise und hat das dortige System kennen gelernt. Dort gehen die Mitgliederbeiträge an die Ortsgemeinden. Sie bleiben zu 90 Prozent in der Gemeinde. 10 Prozent

werden an die Gesamtkirche abgegeben. Und das System funktioniert. Davon sollte unser Sonntagsblatt einmal ausführlich berichten.

Unsere erste Forderung lautet darum: Lasst uns endlich alternative Finanzierungssysteme diskutieren und durchrechnen! Lasst uns das Geld unserer Gemeinden so verwalten, dass die Verantwortung dafür dort liegt, wo das Geld herkommt, nämlich aus den Gemeinden.

2. Wir brauchen die Personalhoheit der Gemeinden.

Die zweite Forderung heißt: Ebenso muss die Personalhoheit an die Geldgeber zurückgegeben werden. Warum soll eine Gemeinde nicht selbst entscheiden, ob sie sich eine Pfarrerin leisten kann und wie viele Stellen zu finanzieren sind? Das gilt ebenso für Kantoren, Gemeindediakoninnen, Sekretärin und Mesner. Dadurch muss noch lange kein Gefeilsche um Gehälter aufkommen, wenn diese landeskirchlich festgelegt sind.

3. Wir brauchen die Bauhoheit der Gemeinden.

Die dritte Forderung betrifft die Immobilien- und Bauangelegenheiten. Auch dafür gehört die Verantwortung in die Hand der Gemeinden. Landeskirchlich kann man mit Beratungsservice und Empfehlungen zur Hilfe kommen, aber die Entscheidungen müssen an der Basis fallen.

Auch hier kann es Ausnahmen geben, z.B. beim Erhalt überregionaler Gebäude von landesweiter Bedeutung und hohem Sanierungsaufwand, wie etwa St. Lorenz und St. Sebald in Nürnberg. Das übersteigt natürlich eine bloße Gemeindezuständigkeit.

4. Wir brauchen die Verzahnung von Gemeinden und übergemeindlichen Diensten.

Ämter und Einrichtungen wie ein Bildungswerk auf Dekanatsebene oder eine Akademie auf Landesebene, das Zentrum Mission/Eine Welt oder ein Predigerseminar haben keine eigenen Gemeindeglieder und folglich auch keine Einkünfte. Trotzdem könnte auch für sie das Gemeindeprinzip gelten; nämlich in der Weise, dass sie zurückgebunden werden an entsprechende synodale Gremien auf ihrer jeweiligen Ebene, Bildungswerke z.B. an die Dekanatsynode, landeskirchliche Einrichtungen an

die Landessynode. In diesen Gremien muss entschieden werden über Schwerpunktsetzungen und Budgets gemäß dem von den Gemeinden zur Verfügung gestellten Etat. Auf diesen Ebenen kann dann auch eine sachgerechte Entscheidung fallen über Sparmaßnahmen, Kürzungen oder sogar Schließungen. Was in Berchtesgaden richtig ist, kann in Naila falsch sein. Solche Entscheidungen lassen sich nicht landesweit und zentral verordnen.

Die vierte Forderung lautet also: Lasst uns unsere übergemeindlichen Dienste und Einrichtungen synodal zurückbinden und finanzieren!

5. Wir brauchen eine stärkere Vertretung der Gemeinden in der Kirchenleitung.

Um zu einer solchen Beteiligungskirche zu kommen, braucht es Initiativen und Aktionen von unten. Unsere Kirche ist synodal verfasst, das heißt: Das gesetzgebende Organ unserer Kirche, die Landessynode, ist demokratisch gewählt und besteht zu zwei Dritteln aus sogenannten Laien, also eigentlich den Gemeindevorstellern. Wenn in diesem Gremium bisher keine Alternativen zum Kirchenbild und zur Finanzierung erwogen und diskutiert werden, ist das ein trauriges Zeugnis. Für die notwendige Diskussion kann man aber sorgen, wenn genügend Kirchenvorsteher und Kirchenvorsteherinnen, genügend Gemeinden, ihre Rechte einfordern.

Eigentlich müsste das auch im Interesse unserer Kirchenleitung liegen. Ein guter Haushalter sorgt vor. Dazu gehört auch Alternativpläne zu entwickeln und in der Schublade zu haben. Die Gemeinden brauchen die Finanzabteilung, die Kirchensteuerämter und das Rechnungsprüfungsamt, um solide Berechnungen anzustellen. Und wir werden sicher Probeläufe brauchen in Modellgemeinden und –dekanaten. Dort kann man Neues zwei, drei Jahre erproben, dann korrigieren und verändern, bevor man an das Ganze geht. Ich schließe darum mit der fünften Forderung: Hört auf zu jammern und zu klagen! Werdet aktiv!

*Dr. Martin Hoffmann –
Dr. Gerhard Schoenauer –
Hans-Ulrich Pschierer –
Dieter Schlee*

vorgetragen von M. Hoffmann am 11.10.2008

Begegnungstagung des GVEE

mit Vertreter/innen des GCLE Thüringen und GCLE Sachsen in Kloster Banz, 3. – 5.10.08

Für die Tagung, die unter dem Thema »Christlicher Religionsunterricht – ein Angebot in einer säkularisierten Welt« stand, konnte Anna-Katharina Szagun gewonnen werden. Sie ist Professorin an der Universität Rostock und hat eine Langzeitstudie über das Gottesverständnis und die Gottesbeziehung von Kindern und Jugendlichen durchgeführt, die in mehrheitlich konfessionslosem Kontext aufwachsen. Dabei hat sie Kinder zehn Jahre lang im Religionsunterricht selbst unterrichtet, gestalten lassen, interviewt und begleitet. Zunächst gab die Referentin den Teilnehmenden Gelegenheit, selbst Erfahrungen mit den Arbeitsformen zu machen, die sie für Ihre Studie mit den Kindern eingesetzt hatte. Dann stellte sie Verlauf, Inhalte und Ergebnisse ihrer Studie vor. Die Teilnehmenden konnten Einblick gewinnen in die Entwicklung der Gottesvorstellungen und -beziehung einzelner Kinder, die an der Studie teilgenommen hatten.

Anna-Katharina Szagun zog Konsequenzen aus ihren Beobachtungen im Blick auf etablierte Stufentheorien zur religiösen Entwicklung und stellte fest: »Ich konnte keine solche Stufen beobachten.« Vielmehr seien diese Entwicklungsstufen schon Ergebnis einer bestimmten religiösen Umwelt und – Sozialisation. Sie stellte ein eigenes Modell religiöser Entwicklung vor, das sich mit ihren Beobachtungen deckt. Auch stellte sie praktische Beispiele vor, wie fachdidaktische Konsequenzen aus den Ergebnissen ihrer Studie zu ziehen sei-

en. Sie machte den Anwesenden Lust, sich mit den Kindern im Religionsunterricht mit neuen Impulsen auf den Weg zu machen. Frau Szagun veröffentlichte auch Bücher über ihre Studie.

Die Tagung wurde begleitet durch spirituelle Angebote sowie Erfahrungsaustausch über die bildungspolitische Situation in Thüringen, Sachsen und Bayern.

Renate Röthlein

Aus dem Landesvorstand

Am Vormittag der Landesvorstandssitzung im Oktober referierte Reinhold Ostermann, der als Referent für Konzeptionentwicklung beim Amt für evangelische Jugendarbeit beschäftigt ist, zum Thema »Lebensmilieu von Jugendlichen.«

Reinhold Ostermann stellte eine Studie von Lebensmilieus von Jugendlichen in der evangelischen Jugendarbeit vor. Zunächst wurden die Teilnehmer in die Begrifflichkeit der Sinus-Milieus und über die veränderten Dimensionen »Grundorientierung« und »Gottesbild« von den Fünfziger Jahren bis heute eingeführt.

Anschließend wurden die verschiedenen Lebenswelten von Jugendlichen zwischen 14 und 19 Jahren vorgestellt, denen viele der Teilnehmer in ihrem Dienst in der Schule begegneten.

Dargestellt wurde die Gruppierungen »Bürgerliche Mitte«, »Konsum-Materialisten«, »Postmaterielle«, »Hedonisten«, »Performer-Jugendlichen« und »Experimentalisten«.

Innerhalb jeder Gruppe wurde mit der Frage nach Schlüsselbegriffen innerhalb dieser Gruppe, der Art der Gotteserfahrung und dem persönlichen Zugang immer nach der Anschlussfähigkeit von Jugendarbeit gefragt. Deutlich wurde u.a., dass nur ein bestimmter Teil dieser Gruppen innerhalb der Jugendarbeit erreicht wird.

Auch wenn diese Studie nicht auf Schule ausgerichtet war, können viele dieser Ergebnisse doch für das Zugehen auf die Schüler innerhalb des Religionsunterrichts von Bedeutung sein.

Anke Rothmund

Delegiertenversammlung am 31. Januar 2009

Im Januar findet turnusmäßig wieder die GVEE-Delegiertenversammlung mit Neuwahlen statt. Die Vormittagsveranstaltung, zu der auch Interessierte Kollegen, die nicht Delegierte sind herzlich

willkommen sind, wird unter dem Thema »Im Religionsunterricht mit Kindern von Gott reden« stehen. Hierfür konnte Prof. Dr. Michael Fricke von der Universität Gießen als Referent gewonnen werden.

Anke Rothmund

Eignungsprüfungen an der Hochschule

Die Eignungsprüfungen zum Studienbeginn im Sommersemester 2009 für die C/B-Ausbildung und die Aufbaustudiengänge an der Hochschule für evangelische Kirchenmusik, Bayreuth, finden am

Samstag, 7. März 2009

statt (Anmeldeschluss: 6. Februar). Schulabgänger/innen mit Abitur, oder bei besonderer musikalischer Begabung mit Realschulabschluss, und der entsprechenden Vorbildung können sich um einen Studienplatz im B-Diplom-Kirchenmusik-Studiengang bewerben. Für ein Aufbaustudium können sich Absolventen/innen mit einem abgeschlossenen einschlägigen Musikstudium bewerben.

Die Ausbildung zum/zur B-Kirchenmusiker/in an der Hochschule für evangelische Kirchenmusik dauert in der Regel vier Jahre und erfolgt im Vollzeitstudium. Die Hochschule für evangelische Kirchenmusik kann im Wohnheim ausreichend Plätze zur Verfügung stellen.

Die Ausbildung zum/zur C-Kirchenmusiker/in ist an der Hochschule für evangelische Kirchenmusik auf zwei Wegen möglich:

1. Als Gaststudium, Prüfung nach ein oder zwei Jahren.
2. Im Rahmen des B-Studienganges.

Die Eignungsprüfung erstreckt sich auf die Fächer Orgel einschließlich Liturgisches Orgelspiel, Chorleitung, Klavier, Gesang, Tonsatz (Musiktheorie/Allgemeine Musiklehre) und Gehörbildung.

Informationen und Aufnahmeanträge erhalten Sie von der

Hochschule für evangelische Kirchenmusik, Wilhelminenstr. 9, 95 444 Bayreuth

Tel.: 09 21 - 7 59 34 17,

Fax: 0 9 21 - 7 59 34 36,

e-mail mail@hfk-bayreuth.de

KMD Prof. i. K. Karl Rathgeber

Remember September

Zur Vergütung des Religionsunterrichts - Überstunden

Ja, ich gebe es zu: Ich gehöre auch zu denen, die eigentlich recht gerne Religionsunterricht geben. Nach anfänglichen Schwierigkeiten macht es mir seit langem und immer noch mehr Freude als Verdross. Deshalb halte ich, obwohl ich es nicht mehr müsste mit 52 Jahren, auch zwei Stunden mehr Unterricht über mein Regelstundenmaß hinaus. Vier Stunden habe ich an der Hauptschule Goldbach: Zwei Stunden für die fünften und sechsten Klassen jahrgangsübergreifend, zwei Stunden für die siebten bis neunten Klassen. Es sind fast alle meine Gemeindeglieder (bis auf 1-2 Heiden = Ungetaufte). Sie bekommen mich in der fünften Klasse und müssen mich bis zur neunten (oder zehnten, wenn es einen M-Zug gibt) ertragen, denn ich bin der einzige evangelische Religionslehrer dort. Die zusammengelegten Klassen ergeben trotzdem nur 12 - 15 Schüler, das ist angenehm. Ich ärgere meine Schüler nicht und sie ärgern mich nicht; ich bastele jedes Jahr für einen bis drei Schüler einen schönen Quali zusammen und einmal pro Woche habe ich auch eine Pausenaufsicht. Ich liebe diese Schule. Bei 170 Schülern und knapp 20 Lehrern kennt man sich noch persönlich. Demnächst ist dort Evaluation, bei welcher ich auch besucht werde. Schön, dass sich mal jemand interessiert, was für einen guten Unterricht ich halte.

Damit ich geistig beweglich bleibe trotz vorgerücktem Alter, darf ich auch noch am größten bayerischen Gymnasium in Hösbach (über 1800 Schüler, 130 Lehrer) Unterricht geben. Hier sind es jeweils drei zusammengelegte sechste und drei achte Klassen. Für die sechsten gibt es ein funkelnagelneues Reli-

gionsbuch, für welches und mit Hilfe dessen ich fast jede Stunde neu planen muss. Auch da ist es schön. Mein Weg von den achten bis zu den sechsten Klassen führt mich über die Realschule, die Turnhalle und die Mensa zum Ganztagesgymnasiumsbaus. Da bin ich gut drei Minuten unterwegs, meine Schüler auch. Ach, tut die frische Luft gut zwischendurch! Auch da habe ich nette Schüler, zum Teil sind es eigene Konfirmanden. Wie aufmerksam von der Schulleitung, das zu berücksichtigen! Das freut mich.

Sie sehen also, liebe Schwestern und Brüder, mir geht es gut. Deswegen fehle ich fast nie krankheitsbedingt und nie wegen Trauerfeiern etc., da meine Stunden meist am Anfang des Tages liegen. Nur Schulunterricht wäre mir zu einseitig, aber acht Wochenstunden Schule und zweimal Konfirmandenunterricht mit 12 und 15 Konfirmanden pro Woche, das ist okay. Begehrlichkeiten von Gemeindegliedern nach neuen Grüppchen, Kreislein usw. begegne ich mit dem Hinweis, dass der Unterricht schon fast meine halbe Wochenarbeitszeit ausmacht und ich für weitere Gesprächskreise - außer Senioren - keine Zeit habe.

Alles wäre wunderbar, aber eines regt mich doch auf: Für September bekomme ich keine Religionsunterrichtsvergütung ausbezahlt! Diese Überstundenvergütung gibt es nur von Oktober bis Juli des Folgejahres. Diese Vergütung ist ja eigentlich sowieso nicht hoch: 52 Euro brutto für vier oder fünf Religionsstunden im Monat; das sind netto vielleicht 7,50 Euro die Stunde. Es geht mir nicht um die paar Euro, sondern ums Prinzip: Soll das motivierend sein, uns hier eine Monatszulage zu kürzen? Ist das ein wertschätzender Umgang mit den Mitarbeitenden? Sagt das nicht: Der Religionsunterricht ist uns eigentlich nicht viel wert? In diesem Schuljahr habe ich bereits am 1. Schultag in der 3. und 4. Stunde lehrplanmäßig im Gymnasium Unterricht gehalten - das gab es noch nie! Ich sollte vielleicht mal meine Dienstauffassung überprüfen. Vielleicht bin ich zu pflichtbewusst? Bleibe nicht zuhause bei ein bisschen Schnupfen oder Husten. Aber man wird ja älter und ich merke, wie mich diese Sache mit der Vergütung doch aufregt. Wer weiß, vielleicht so sehr, dass ich am nächsten Dienstag krank machen muss?

*Martin Schlenk,
Pfarrer in Goldbach*

Just November

zu: Mein Lohn ist, dass ich darf?

in Nr. 11/08

Ausgerechnet im November musste die Korrespondenz über Juden und Palästinenser zum Schweigen gebracht werden, damit wir PfarrerInnen uns wieder mit uns selber beschäftigten und internett sehen lassen können?

*Götz von Egloffstein,
Pfarrer i.R., München*

Bücher

Werner Thiede: Der gekreuzigte Sinn. Eine trinitarische Theodizee, Gütersloh 2007, 272 S., Euro 29.95

Wie kann Gott das zulassen? Ist Gott gerecht? Wie kann man angesichts des Leids in der Welt an den guten Gott glauben? Eine alte und immer aktuelle Frage, die manchem Seelsorger, mancher Seelsorgerin im kirchlichen oder dezidiert nicht-kirchlichen Alltag begegnet. Werner Thiede, Privatdozent für Systematische Theologie in Erlangen und Theologischer Referent des Regensburger Regionalbischofs, hat sich dieser Frage neu ausgesetzt - so neuartig, dass sein Buch gleich auch ins Spanische übersetzt wird. Auf rund 270 Seiten untersucht er, wie dem Problem theologisch verantwortlich begegnet werden kann.

Zunächst eine Einschränkung: Auch nach der Lektüre dieses Buches werden nur wenige eine »direkte« Antwort am Krankenbett, am Sterbebett oder bei der Diskussion mit Gott-kritischen Menschen parat haben. Aber darum geht es vorrangig auch nicht. Das Buch leitet vielmehr auf gute Weise dazu an, die Theodizee-Frage in christlicher Hinsicht zuerst einmal sinnvoll zu stellen und für sich gewinnbringend zu meditieren. Dies aber nicht nur auf der rein abstrakten Ebene. Thiede möchte mit seinem Buch gleichermaßen »den Geist bewegen und das Herz berühren.« Dazu greift er in christlicher Perspektive nicht zufällig auf das Diktum der Trinität zurück. So ist das Buch gegliedert in vier übersichtliche Hauptteile.

Im ersten Teil geht der Autor auf die gängigen Fragen des Theodizee-Problems ein – und auch auf Versuche, sie zu unterdrücken. Breiten Raum nimmt dabei in einem eigenen Kapitel die Fragestellung Friedrich Nietzsches ein.

In den folgenden drei Hauptteilen entfaltet Thiede die Lehre von der kenosis Gottes, indem er die Selbstentäußerung des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes darstellt und in Hinblick auf die Frage des Leidens zu durchdringen sucht. Hierzu greift er auf klassische und aktuelle Denk- und Glaubenspositionen zurück, um diese mit seinem eigenen Ansatz ins Gespräch zu bringen. Letztlich geht es ihm darum, das Kreuz als das Symbol zu sehen, in dem Gott und das Leid auf einen Nenner gebracht werden. »Ist doch Gott ... in seiner Liebe schwerpunktmäßig präsent, wo gelitten wird!« (S. 174). Der »gekreuzigte Sinn« lädt die vernehmende Vernunft ein, sich auf die Logik der Liebe Gottes einzulassen, die dementsprechend eine – nach wie vor zu diskutierende – Theodizee zulässt: »Christen erblicken im Gekreuzigten ... »Gottes Kraft und Gottes Weisheit« (1. Kor 1,24), kurz: Gottes Antwort auf die Theodizee-Frage« (S.180).

Nicht zuletzt stellt das Buch eine profunde Darstellung der Theologie- und Philosophiegeschichte im Hinblick auf das Thema dar. Auch wer sich mit dem aktuellen Thema der »Sühnopfer«-Problematik hinsichtlich des Todes Jesu befasst, erhält hier neuen Gesprächsstoff. Zudem ist Thiedes Ansatz ein modernes Beispiel für die Weiterführung der theologia crucis Martin Luthers. Das schon erwähnte Kapitel über Friedrich Nietzsche reizt zu neuer oder vertiefender Beschäftigung mit dem meistgelesenen Philosophen unserer Zeit.

Werner Thiedes neues Buch ist allen zu empfehlen, die sich angesichts einer gewissen Sprachlosigkeit zum Thema »Theodizee« neu orientieren oder erreichte Positionen überdenken wollen. Auch für Studierende kann der »gekreuzigte Sinn« eine hilfreiche Lektüre sein, um einen Überblick bezüglich zentraler Fragestellungen und einen Lösungsansatz zu gewinnen.

*Arne Langbein,
Pfarrer in Schwandorf*

Liebe Leserin, lieber Leser!

Nein, ich habe keine Lust, über das Landeskirchliche Archiv zu diskutieren. Oder darüber, ob Komma fünf oder Komma sieben Prozent Kirchensteuer an die Gemeinden gehen oder vielleicht sogar hundert Prozent, weil doch alles, was Kirche tut, den Menschen und also den Gemeinden zugute kommt.

Nicht, dass das keine Themen wären, über die man reden könnte und müsste. Nur: ich werde den Eindruck nicht los, dass es sich um Scheidebatten handelt, wie sie zwischen Menschen öfter statt finden: man redet über ein Thema und kommt sich keinen Millimeter näher, weil es nicht um das Thema, sondern die Stimmung, das Gefühl des Unverstandenseins geht. Man tauscht Argumente aus, immer und immer wieder dieselben, ärgert sich, weil der/die andere nicht verstehen will, was doch auf der Hand liegt und geht zornig auseinander. Bei jedem neuen Zusammentreffen werden die Abläufe mehr zum Ritual, bis jeder lange vorher schon weiß, was als übernächstes kommt.

Ich denke, der »Aufbruch Gemeinde« ist das Symptom einer Wahrnehmungsdifferenz: Da sehen Menschen der verschiedenen Ebenen unsere Kirche unterschiedlich und ärgern sich über sie. Sicht des anderen, die ihnen voll Unverständnis scheint – aber das sagen sie nicht. Manche, weil sie glauben, es ginge wirklich ums Archiv (und Manchen geht es auch wirklich darum!), manche schweigen wohl auch, weil sie Nachteile fürchten, wenn sie auf die wirklichen Themen kommen. Wenn wir nicht den Mut aufbringen, über die wirklichen Themen zu sprechen, führt uns jeder »Aufbruch« nur weiter auseinander, egal wer von wem und gegen wen aufbricht.

Also: Was sagt es über die Art, wie Gemeinden Kirchenleitung wahrnehmen, wenn sie Kirchenleitenden Gemeinde-

erfahrung auferlegen wollen? Was über die üpDs, wenn dasselbe gefordert wird? Man kann den »üpD« umbenennen – er rückt den Gemeinden durch einen neuen Namen nicht näher. Es hilft nicht, immer neu zu betonen, wie wichtig die Synode ist und gekränkt zu sein, wenn sie anders wahrgenommen wird, die Frage ist, wie man das ändern kann: Die Einstimmigkeit der meisten Beschlüsse, vorbereitet in Ausschüssen (das sieht man aber nicht!), im Plenum eher ritualisierte Debatten – wie kann man deutlich machen, dass hier wirklich und wirklich hier (und man muss auch die Frage ertragen, ob das wirklich so ist!) diskutiert und entschieden wird? Wie kann die Synode so viel Selbstbewusstsein entwickeln, dass sie nicht bei irgend Ersatzfrage die Stacheln ausfährt, sondern wenn es wichtig ist? Unsere Kirche hat sich in den letzten Jahren rasant verändert – es ist nicht wirklich gelungen, die Gemeinden mitzunehmen. Zu reden wäre über Leitungsstil und Stil der Leitung, die öffentliche Präsentation unserer Kirche, über Personalpolitik und manche Aktionen, die von den Gemeinden nicht wirklich verstanden und als wichtig empfunden werden. Da müssten dann freilich alle offen reden und ungekränkt hören.

Und dann hätte ich auch Lust, darüber zu streiten, ob wir Pfarrer uns wirklich wünschen, dass unsere Gemeinden uns anstellen und zahlen und von ihrem eigenen Kirchensteueraufkommen leben. Ersatzdebatten führen nicht weiter. Man kann sich das alles auch schenken – dann aber braucht man keine Evaluation, um herauszubringen, warum die gut gemeinten Aktionen und Programme zur »missionarischen Dimension« nichts bringen: ich kenne keine Mission ohne Begeisterung....

Ihr Martin Ost

Evang. Bildungszentrum Hesselberg

■ Warum siehst Du das nicht so wie ich?

Enneagramm-Einführungsseminar
20.02.09 (18.00 Uhr) – 22.02.09 (13.00 Uhr)
Das Enneagramm ist ein wirksames Werkzeug zur Selbst- und Menschenkenntnis, das sich seit Jahrhunderten in der Seelsorge als hilfreich erwiesen hat. Es handelt sich dabei um neun Charaktergrundmuster mit jeweils grundsätzlich verschiedenartigem Denken, Fühlen und Handeln. Methodisch beinhaltet das Einführungsseminar:

- gezielt und behutsam angeleitete Selbsterfahrung
 - persönlichen Austausch auf der Basis gegenseitigen Respekts
 - kompetente Wissensvermittlung in wohlwollend-humorvoller Atmosphäre.
- Die Charaktermuster werden nicht nur als Theorie vorgestellt, sondern unmittelbar lebendig erfahrbar.
Leitung: Hildegard Holoubek-Reichold, Enneagramm-Trainerin IPE

■ Perlen des Glaubens – ein Rettungsring im Strom des Alltags

27.02.09 (18.00 Uhr) – 01.03.09 (13.00 Uhr)
Achtzehn bunte Perlen aus Glas, vom schwedischen Bischof Martin Lönnebo zu einem Gebetsarmband zusammengefügt, symbolisieren jede für sich eine Grundessenz des christlichen Glaubens. Als zuverlässige Lebensbegleiter wollen sie Raum für meditative Unterbrechungen des Alltags schaffen. Die Teilnehmenden stellen sich im Seminar ihr eigenes Band zusammen, lernen die Symbolik der Perlen mit ihrer theologischen Tiefendimension kennen und entwickeln gemeinsam Ideen, wie man sie mit eigenen Lebens- und Glaubenserfahrungen, Gebeten und Liedern verknüpfen kann.
Leitung: Pfr. Dr. Marcus Döbert

■ O Haupt voll Blut und Wunden – Liedtexte zur Passionszeit

6.03.09 (18.00 Uhr) – 8.03.09 (13.00 Uhr)
Herr, stärke mich, dein Leiden zu bedenken, / mich in das Meer der Liebe zu versenken, / die dich bewog, von aller Schuld des Bösen / uns zu erlösen. Die Texte wichtiger Passionslieder hören, in der Stille auf sich wirken lassen, sie miteinander singen und gemeinsam zu verstehen versuchen – das erwartet Interessierte an diesem Wochenende.
Leitung: Pfr. Bernd Reuther

Studienreise

■ Auf den Spuren der Hugenotten

Zehn Tage durch die Provence, die Camargue und das Elsass
2.06.09 – 11.06.09
Reiseveranstalter: Biblische Reisen, Stuttgart
Gruppenleitung: Pfr. Dr. Marcus Döbert

■ Kultur- und Tanzreise nach Griechenland

1.06.09 – 10.06.09
Griechenland und seine Menschen intensiv kennen lernen, nicht nur durch den Besuch seiner berühmten touristischen Attraktionen, sondern auch in seiner Seele und in seinen Tänzen! Die 10-tägige Reise, die Bildung und Erlebnis vereint, führt von Thessaloniki über Philippi, die Meteoraklöster, Delphi, Korinth, Mykenae und Epidauros nach Athen. Neben der Besichtigung wichtiger Stätten der Antike und des frühen Christentums gehören auch tägliche Tanzeinheiten mit unserem Tanzexperten Thomas Chamalidis zum Programm.
Über die Einzelheiten der Reise informiert ein Sonderprospekt, der kostenlos angefordert werden kann.
Reiseveranstalter: Naturama Holidays, Athen
Gruppenleitung: Thomas Chamalidis
Ansprechpartner: Pfr. Dr. Marcus Döbert

Ausblick:

■ Landfrauentag

Frausein auf dem Land
Lebenswege – Lebensziele – Lebensinhalte
Do, 12.02.09, 09.30 – 15.30 Uhr
Leitung: Pfr. Dr. Marcus Döbert & Team

Seniorensternfahrt

■ **Wunder der Natur – ganz nah**
12.03.09, 14.00 – 17.00 Uhr
Referent: Werner Hajek
Leitung: Pfr. Dr. Marcus Döbert

■ »Unser ganzes Leben Christus unserem Gott überliefern«

Orthodoxen Gottesdienst feiern
Seminar im Kloster Niederaltaich
3.04.09 (18.15 Uhr) – 5.04.09 (ca. 13.00 Uhr)
Leitung: Pfr. Bernd Reuther

■ Aus der gewohnten Spur treten...

Mit Tänzen aus den Finnischen Messen unterwegs sein und sich auf Ostern einrichten
3.04.09 (16.00 Uhr) – 4.04.09 (18.00 Uhr)
Leitung: Ingeborg Lenz-Schikore

Anmeldung und Information: Evangelisches Bildungszentrum Hesselberg, Hesselbergstr. 26, 91726 Gerolfingen; Tel.: 0 98 54 - 10-0; Fax: 10 -50; E-Mail: info@ebz-hesselberg.de

Geistliches Zentrum Schwanberg

■ Die letzten Amtsjahre, der Übergang – und was dann ?

20.04. (14.00 Uhr) bis 24.04. 2009 (13.30 Uhr)
Der Abschied aus dem beruflichen Leben ist anders als alle bisherigen Veränderungen. Die letzten Amtsjahre, der Übergang und die Zeit danach können vorher bedacht, geplant und in gute Wege geleitet werden. Dazu gibt diese Fortbildung Gelegenheit. Sie ist geeignet für Pfarrerinnen und Pfarrer im Alter ab 60 Jahren und für deren Partner bzw. Partnerinnen, die ja ebenso betroffen sind. Der Kurs bietet auch Informationen über rechtliche und finanzielle Fragen und gesundheitliche Aspekte. Die Geborgenheit auf dem Schwanberg, die herrliche Natur, die zu Spaziergängen einlädt, und eine stressfreie Arbeitsatmosphäre sind gute Voraussetzungen für die Planung des Übergangs in die Zeit nach der Berufstätigkeit.

Leitung: Birgit Pischetsrieder, Christian Pischetsrieder

Referenten: Priorin Sr. Dr. med. Friederike Popp, CCR und Georg Tautor, Landeskirchenamt, Referent für Rente und Versorgung.

Kosten: UK und Verpfl. Im Schloss: 206,50 Euro. Kursgebühr: 150 Euro. Alle Teilnehmenden aus der ELKB können im Landeskirchenamt (Fortbildungsreferat) einen Zuschuß in Höhe von 70% der Tagungskosten beantragen.

Anmeldung und Information: Geistliches Zentrum Schwanberg, 97348 Rödelsee, Tel.: 0 93 23 -320; Fax: 0 93 23 -116; E-Mail: anmeldung@schwanberg.de

Kirche mit Kindern

■ Landeskonzferenz Pappenheim: Wie Werbung wirklich wirkt

26. 1. 09, 15.30 Uhr bis 28. 1., 12.15 Uhr.
Ort: Landvolkshochschule Pappenheim
Wir wollen für den Kindergottesdienst werben – aber wo sollen wir ansetzen? Wie passt unser Angebot zu den Bedürfnissen unserer »Zielgruppe«: Kinder, deren Eltern, potentielle Mitarbeitende? Wie können wir diese am besten ansprechen – persönlich, aber auch über die verschiedenen Medien, die uns heute zur Verfügung stehen? Welches Selbstbild haben wir dabei, welche Bilder und welche Inhalte wollen wir nach außen vermitteln?

Wir nähern uns dem Thema Werbung und ihre Wirkung unter professioneller Anleitung, wir erarbeiten uns Grundlagen und erproben deren praktische Umsetzung in verschiedenen Workshops.

Zielgruppe: Dekanatsbeauftragte für Kindergottesdienst sowie Mitarbeitende, die ein Kindergottesdienstteam leiten / begleiten.

Leitung: Team des Landesarbeitskreises für Evang. Kindergottesdienstarbeit unter Vorsitz von Astrid Blechschmidt und Hartmut Klausfelder

Hauptreferent: Jürgen Bauer, Werbepsychologe, Karlsruhe

Anmeldung bis zum 16. Januar 2009 s.u.

■ Fachtag:

Wo bleiben nur die Jungs?

Samstag, 17. Januar 2009, 9.30 bis 16.00 Uhr
Ort: Evangelisches Gemeindehaus, Wieseth
Jungen im Kindergottesdienst – Männer im Team. Beides oft Mangelware. Oder irgendwie schwierig. Warum ist das so und lässt sich das ändern?

Zielgruppe: Mitarbeitende im Kindergottesdienst und der kirchlichen Arbeit mit Kindern, FEA.

Leitung: Markus Hildebrandt Rambe

Referent: Erhard Reschke-Rank, Aachen

Kosten: 20,00 Euro Kursgebühr und Verpflegung

Anmeldung bis 2. Januar 2009 s.u.

■ Fachtag: Erzählen pur

Samstag, 10. Januar 2009, 9.30 bis 16.00 Uhr
Ort: Gemeindehaus Apostelkirche München-Solln

Aus dem biblischen Text den Kern der Botschaft finden, daraus meine persönliche Erzählung anschaulich und lebendig entwickeln. Wie frei darf ich erzählen, was hinzufügen, was weglassen? Anhand konkreter Erzählbeispiele wird dazugehöriges Handwerkszeug vorgestellt.

Zielgruppe: Haupt- und ehrenamtlich Mitarbeitende im Kindergottesdienst und in der kirchlichen Arbeit mit Kindern, FEA.

Referent: Frieder Harz

Leitung: Ruth-Andrea Wendebourg

Kosten: 20,- Euro für Kursgebühr und Verpflg.

Die weiteren drei Fachtage der Erzählreihe »Lebendig erzählen« finden in München statt am: 02.03.2009, 19.00-22.00 Uhr, 10,- Euro / 25.09.2009, 18.00-21.00 Uhr, 10,- Euro / 21.11.2009, 9.30-16.00 Uhr, 20,- Euro. Jeder dieser Fachtage kann auch einzeln gebucht werden. Bei Teilnahme an allen vier Fachtagen ist die Teilnahme am vierten Fachtage kostenlos.

Anmeldung bis zum 22.12.2008: Amt für Gemeindedienst der Evang.-Luth. Kirche in Bayern, Team Kinderkirche, Sperberstraße 70, 90461 Nürnberg, Tel.; 09 11 - 43 16 -130, Fax: 09 11 - 43 16 -103, E-Mail: kinderkerche@afg-elkb.de

Diakonisches Werk Bayern

Internationales Symposium

■ »Es muss alsdann gestorben sein...«

Hospizkultur und Palliativpflege im Alter

28. - 30. April 2009

28.04.2009 14:00 - 18:30 Uhr

29.04.2009 09:00 - 18:30 Uhr, Abendprogramm

30.04.2009 09:00 - 14:00 Uhr

Ort: Meistersingerhalle, Nürnberg

Wichtige Fragen der Versorgung älterer, demenzkranker und sterbender Menschen werden von zahlreichen Referierenden, u. a. Stein Husebø (Norwegen), Marina Kojer (Wien), Reimer Gronemeyer (Giessen), Karin Wilkening (Braunschweig, Zürich), Katharina Heimerl (Wien), Andreas Heller (Wien) und anderen in den Blick genommen. Verschiedene vertiefende Sessions bieten die Möglichkeit, Herausforderungen der praktischen Arbeit mit den Referierenden und ExpertInnen aus dem Feld zu bearbeiten.

Preis: Euro 290,- (inkl. Kulturprogramm, Lunchbuffet und Pausengetränken)

Anmeldung ab sofort: anna.hostalek@uni-klu.ac.at - Programm Ende Januar 2009.

die gemeinde akademie

■ Wind spüren und Segel setzen!

Schwerpunkte im Kirchenvorstand und in der Gemeindearbeit

Tagung für Kirchenvorstände

20. - 22. Februar 2009

13. - 15. November 2009

Anmeldung: Evang.-Luth. Gemeindeakademie, Rummelsberg 19, 90592 Schwarzenbruck,

Tel.: 0 91 28 - 91 22 0,

Fax: 0 91 28 - 91 22 0,

e-mail: gemeindeakademie@elkb.de

Studienzentrum Josefstal

■ Bibliolog Grundkurse für 2009

19.-23. Januar 2009

Leitung: Rainer Brandt, Jens Uhlendorf, Gerborg Drescher

Kosten: 314,00 Euro incl. Vollpension im EZ

Detail-Info online: <http://www.josefstal.de/theologie/2009-01-19.htm>

22.-26. Juni 2009

Leitung: Rainer Brandt, Andrea Felsenstein-Roßberg

Kosten: 314,00 EUR incl. Vollpension im EZ

Detail-Info online: <http://www.josefstal.de/theologie/2009-06-22.htm>

02.-06. November 2009

Leitung: Rainer Brandt, Jens Uhlendorf

Kosten: 314,00 EUR incl. Vollpension im EZ

Detail-Info online: <http://www.josefstal.de/theologie/2009-11-02.htm>

Bibliolog Aufbaukurse für 2009

14.-16. Januar 2009

■ Nicht narrative Texte

Leitung: Rainer Brandt, Uta Pohl-Patalong, Jens Uhlendorf

Kosten: 185,00 EUR incl. Vollpension im EZ

Detail-Info online <http://www.josefstal.de/theologie/2009-01-14.htm>

5.- 7. Oktober 2009

■ Encounter - Begegnungen bibliologisch gestalten

Leitung: Rainer Brandt, Prof. Dr. Uta Pohl-Patalong, Gerborg Drescher

Kosten: 185,00 EUR incl. Vollpension im EZ

Detail-Info online: <http://www.josefstal.de/theologie/2009-10-05.htm>

■ Von der Urgemeinde zur Kirche für heute

Geschichte der Kirche der Jugend(sozial)arbeit und Theologie der Gemeinde

eLearning im Aufbauprogramm Theologie IV

Zeitraum 2. Februar bis 26. März 2009

Wer in Kirche arbeitet, hat 2000 Jahre Geschichte im Kreuz, eine faszinierende Welt nögiger Reformationen, oft durch Einzelne. Der Kurs will - in Auseinandersetzung mit dem

Selbstverständnis von Kirche und Gemeinde - Mut machen zum eigenen Standpunkt in und für eine Kirche von heute.

Voraussetzung zur Teilnahme ist ein PC-Arbeitsplatz mit Internetzugang und eMail-Adresse.

Leitung: Rainer Brandt, Karl Foitzik

Kosten: 269,- Euro

Detail-Info online: <http://www.josefstal.de/theologie/2009-02-02.htm>

■ Zukunft sichern mit Qualitäts- und Organisationsentwicklung

Workshop mit Modulen für die Praxis der Jugendarbeit

11. - 13.02.2009

Ob eine Neuausrichtung ansteht oder nur über Korrekturen nachgedacht werden soll, ob es Veränderungen bei den verantwortlichen Personen gibt oder bei Konflikten strukturelle Antworten gefunden werden sollen, ob man auf Anfragen von außen reagieren muss oder überlegt wird, in Qualitätsmanagement einzusteigen - es gibt viele Gründe, in einen Prozess der Organisations- und Qualitätsentwicklung einzusteigen.

Mit einzelnen Modulen kann Innovation, Veränderung und Verbesserung verwirklicht werden. Dabei geht es nicht um ein komplexes oder theoretisches Gesamtkunstwerk, sondern um Module für die Praxis des Alltags, die sich am Bedarf der Teilnehmenden orientieren.

Der Workshop ist ausgerichtet auf Mitarbeiter/innen der Jugendarbeit auf Gemeinde- und Dekanatsbene. Bei Arbeit in kleinen Gruppen wird es möglich sein mit praxisnahen Bezügen den konkreten Arbeitsalltag der Teilnehmenden zu arbeiten, die auch selbst im Seminar die Schwerpunkte setzen können.

Diese ergeben sich aus den Feldern Führen und Steuern, Personalentwicklung, Organisation, Arbeitsabläufe und Prozesse, Ziele, Aufgaben und Leitbild, Schnittstellenanalysen, Zusammenwirken Ehrenamtliche und Hauptamtliche, Kommunikation - immer in Bezug auf die tatsächlichen Herausforderungen der Organisationseinheit und des Aufgabenfeldes der Teilnehmenden.

Leitung: Gerhard Engel

Kosten: 179,- Euro VP im EZ

Detail-Info online: <http://www.josefstal.de/sozial/2009-02-11.htm>

Anmeldung: www.josefstal.de bzw. per Mail: Studienzentrum@josefstal.de

■ Wenn Himmel und Erde sich berühren - Spiritualität erfahren, entwickeln, (er)leben

Weiterbildung »Spirituelle Begleitung Jugendlicher« (Basiskurs 1)

30.03. - 2.04.2009

Wer Jugendliche in das Land der Religion führen will, muss sich darin auskennen, braucht erlernbare Sprachen- und Geschichtskennntnisse sowie eigene Erkundungen in und mit Land und Leuten.

In diesem Teil liegt der Schwerpunkt auf der eigenen religiösen Sozialisation und gegenwärtigen spirituellen Situation meiner Person. Woraus lebe ich? Was sind meine Quellen? Welche Bedeutung hat die christliche Tradition in meinem Leben? Was verstehe ich unter religiöser Kompetenz? Wie kann diese (weiter-) entwickelt und genährt werden?

Postvertriebsstück
Dt. Post AG
Entgelt bezahlt

Pfarrer- und
Pfarrerinnenverein
Rinnig 8
96264 Altenkunstadt

Freud & Leid

aus unseren Pfarrhäusern

Geboren:

Seraphina Ruth Christina Groß, 4. Kind von Pfarrerin z.A. Miriam Groß und Dipl. Phys. Herbert Groß am 24.09.2008 in Holm, Orkney (Großbritannien)

Geheiratet haben:

Kathrin Wild, verw. Burger, geb. Kleinschmidt und Dr. Michael Wild, am 31.05.2008 in Bad Tölz

Gestorben sind:

Albert Waller, 84 Jahre, zuletzt in Altdorf b. Nbg., am 24.8. in Neuendettelsau (Witwe: Sigrid)

Wilhelm Ruckdeschel, 94 Jahre, zuletzt in Tennenlohe, am 2.9. in Schwabach (Witwe: Martha)

Leitung: Rainer Brandt, Dr. Barbara Hanusa
Kosten: 255,- Euro VP im EZ
Mehr zur Weiterbildung <http://www.spirituellbegleiten.info>

Arbeitskreis für evangelistische Gemeindegarbeit

■ Glauben-Beten-Handeln im Kraftfeld des dreieinigen Gottes.

Zur missionarischen Dimension evangelischer Spiritualität.

Studientag

2. Februar 2009

Ort: Amt für Gemeindedienst in Nürnberg mit Prof. Dr. Peter Zimmerling (Leipzig)

»Spiritualität«: Ob Jakobsweg oder Designer-Möbel, Wellness-Produkte oder politische Parteien – für fast alles und jedes kann heute unter diesem Etikett geworben werden. »Spiritualität« hat sich inzwischen etabliert. Doch die Sehnsucht richtet sich häufig eher auf esoterische oder fernöstliche Erscheinungsformen des Religiösen. Auch viele Menschen in unseren Gemeinden fragen danach, die Quellen der christlichen Spiritualität scheinen weithin verschüttet oder in Vergessenheit geraten zu sein. Der Studientag will Impulse geben, solche Quellen und Gestaltformen christlicher Spiritualität in der Spannung von »Glauben-Beten-Handeln« und »im Kraftfeld des dreieinigen Gottes« neu zu entdecken und für das geistliche Leben von Haupt- und Ehrenamtlichen wie auch von Gemeinden fruchtbar zu machen. Dabei soll besonders auch die missionarische Dimension evangelischer Spiritualität im Gegenüber zu einer oft konturenlosen »Wohlfühl-Spiritualität« in den Blick genommen werden.

Neben einem Grundsatzreferat wird der Referent konkrete Impulse für Gruppengespräche und Anregungen zur Einübung individueller und gemeinschaftlicher Spiritualität geben.

Kosten: 10 Euro

Anmeldung bis 16.01.2009 an: AfG, Team Missionarische Gemeindeentwicklung, Postfach 44 04 65, 90209 Nürnberg, Fragen an: Tel. 09 11 – 43 16 -280 Fax: 43 16 -296, eMail: evangelisation@afg-elkb.de

Letzte Meldung

»Zur Probe aufgenommen - befristet beurlaubt - in den Ruhestand versetzt - in die Ewigkeit abgerufen wurden.«

aus: *Kirchl. Amtsblatt*

Initiativkreis Golli.21

■ Golli.reloaded.1:

Die kapitalistische Revolution

Montag, 29.12.2008, 10-16 Uhr

Ort: ESG Nürnberg

Wie kein anderer bayerischer Theologe des 20. Jahrhunderts steht »Golli« für eingreifendes theologisches Denken in die (Über-)Lebensfragen seiner Zeit: Antifaschismus, Marxismusdialog, christlich-jüdische Versöhnung, Studentenbewegung, Kapitalismuskritik, Frieden, Ökologie. Eine Stimme, die uns fehlt. Bevor er zum Kirchenvater der greisen Kirchen-Linken erstarrt oder gar zu den Akten der Kirchengeschichte gelegt wird, wollen wir sein Denken, seine Fragen und Methoden reformulieren für das neue Jahrhundert.

Beim Studientag an seinem 100.Geburtstag werden wir seine Schrift »Die kapitalistische Revolution« von 1974 wieder lesen und mit der aktuellen Krise des finanzmarkt-basierten Kapitalismus abgleichen. Am Nachmittag wird auch Zeit sein, sich über das weitere Arbeiten dieser Initiative zu verständigen.

An alle, die eine theologische Existenz in der Tradition Gollwitzers für lebensnotwendig für diese Kirche halten!

Kosten: 10 Euro

Anmeldung bis 23.12.08 an:

susanne.gutmann@gmx.de

oder th_zeitler@gmx.de

Dieser Ausgabe liegt als Beilage eine Information der Bayerischen Pfarrbruderschaft bei.

Impressum

Schriftleitung: Martin Ost, Kirchplatz 3, 97348 Markt Einersheim, Tel. 0 93 26/9 99 80, Fax 9 99 82, eMail: Martin.Ost@t-online.de in Gemeinschaft mit Karin Deter (Erlangen), Rosemarie Leipolz (Erlangen), Bernd Seufert (Nürnberg).

Erscheint 11mal im Jahr (außer September) jeweils zum Monatsanfang.

Den Text finden Sie auch auf der Internetseite

www.pfarrverein-bayern.de

Redaktionsschluss ist der 15. des Vormonats.

Anzeigen und Druck: Freimund Druck und Medien GmbH Neuendettelsau, Ringstr. 15, 91 564 Neuendettelsau, Tel. 0 98 74 / 6 89 39-0, Telefax -29.

Bezug: Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 4,60 Euro einschließlich Postzustellgebühr. Bestellung über den Pfarrer- und Pfarrerinnenverein in Bayern. Änderungen der ständigen Anschrift (bei Wechsel der Wohnung) – auch von Mitgliedern des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins – sind zu richten an den Herausgeber: Pfarrer/innenverein in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern e.V., Pfarrer Klaus Weber, Rinnig 8, 96 264 Altenkunstadt, Telefon 0 95 72/79 05 00, Fax 79 05 01, e-Mail: info@pfarrerverein.de